

DIPLOMARBEIT, TU WIEN

KÖRPER, AFFEKT & RAUM
R A U M
P L A N E R
I N N E N
B E I D E R
A R B E I T

VANESSA SODL



TECHNISCHE
UNIVERSITÄT
WIEN

Diplomarbeit

RaumplanerInnen bei der Arbeit.

Körper, Affekt & Raum.

ausgeführt zum Zwecke der Erlangung des akademischen Grades
einer Diplom-Ingenieurin
unter der Leitung

Assoc. Prof. Dipl.-Ing. (FH) Dr. phil. Sabine Knierbein
E280/A.1
Arbeitsbereich Stadtkultur und öffentlicher Raum (SKuOR)

eingereicht an der Technischen Universität Wien
Fakultät für Architektur und Raumplanung

von
Vanessa Sodl
01125583

Wien, am 24.11.2017

Kurzfassung.

Diese Diplomarbeit konfrontiert das Selbstverständnis der Raumplanung mit Ansätzen aus der Affekttheorie aus den Kultur- und Sozialwissenschaften und versucht dadurch, Trennlinien zwischen vermeintlichen Gegensätzen, wie z.B. objektiv – subjektiv, rational – emotional, Planung – Alltag aufzulösen. Es wird hierbei auf einen theoretisch-reflektierten, empirisch-experimentellen Ansatz zurückgegriffen, indem mittels Methodenexploration mit ForschungspartnerInnen der Gebietsbetreuung des 10. Wiener Bezirks (GB*10) ein Beitrag dazu geleistet wird, empirische Methoden auf ihre Anwendbarkeit in Bezug auf die Erforschung von Affekt zu testen und Affekt im Bereich der Raumplanungsarbeit greifbar zu machen. Theoretische Basis bilden hierfür „thinking through the body“ Ansätze, raumtheoretische Überlegungen zu Körper & Raum und ein Affektverständnis, das Affekt nicht vom Kognitiven getrennt sieht. Anhand des Wandels im Planungsverständnis werden Gründe für die Dominanz des rationalen Planungsmodells in der Praxis und im Selbstverständnis als PlanerIn und erste Kontaktpunkte zwischen Raumplanung und dem Thematisieren von Emotionen dargestellt. Es zeigt sich, dass die Affekttheorie gute Ansatzpunkte bietet, um das Verständnis der Raumplanung und das Arbeiten in der Praxis zu bereichern. Unabhängig vom Aufgabenbereich als PlanerIn basiert die Arbeit auf eigener, subjektiv empfundener Körperlichkeit, auf deren Grundlage mit Fachwissen, angereichert durch andere Wissensformen und unter affektiver Beeinflussung, Entscheidungen getroffen werden. Für das Selbstverständnis als PlanerIn bedeutet das Miteinbeziehen von Affekt einen Anstoß für einen Abbau von Hierarchien, die Stärkung der Relevanz der eigenen Person und eine Möglichkeit den Begriff Objektivität offener, lebensnaher und praxisbezogener zu gestalten, woraus sich ein Mehrwert für die eigene Arbeit generiert. Die eigene Person als wesentlicher Teil der Arbeit wird sichtbar, Ergebnisse dadurch transparenter und besser nachvollziehbar. Der „affective value“ als ergänzende Kategorie bei der Bewertung der Arbeit betont die Wichtigkeit von zwischenmenschlichen und intrasubjektiven Komponenten und Dimensionen, die oftmals versteckt oder ignoriert werden (Subjektives, Intuitives, Unbewusstes, ...). Abschließend wird der Ansatz einer affektbasierten Planung vorgestellt und Einsatzmöglichkeiten in Planungspraxis und Studium aufgezeigt.

Abstract.

This thesis confronts the self-understanding of spatial planning with approaches of affect theory based in cultural studies and social sciences, and tries to dissolve supposed dichotomies, e.g. objectively - subjectively, rationally - emotionally, planning - everyday life. A theoretically-reflected, empirical-experimental approach is used here, by means of methodological exploration with research partners of the so called "Gebietsbetreuung" (Urban Renewal Management Agency) of the 10th Viennese district (GB*10) whose staff contributed to testing empirical methods on their applicability in regard to researching affect as well as affect in the area of spatial planning. This approach starts from „thinking through the body“ approaches, spatial theories about body & space, and an understanding of affect, which sees affect not as separated from the cognitive dimension. On the basis of ongoing changes in the planning concept, reasons for the dominance of the rational planning model are presented in practice and self-understanding as a planner furthermore, first contact points between spatial planning and emotions are shown. It is found that the affective theory provides a good starting point for enriching the understanding of spatial planning and working in practice. Regardless of the scope as a planner, the work is based on its own subjectively perceived body, on the basis of which expertise is enriched by other forms of knowledge and affect influencing the making of decisions. For the self-understanding as a planner, the inclusion of affect is an impetus for the reduction of hierarchies, the strengthening of the relevance of one's own person and a possibility to design the concept of objectivity as openness in a nearer and more practical way, which generates added value for one's own work. The individual person as an essential part of the work becomes visible, results are thereby more transparent and better comprehensible. The "affective value" as a complementary category in evaluating the work emphasizes the importance of interpersonal and intrasubjective components and dimensions that are often hidden or ignored (subjective, intuitive, unconscious, etc.). Finally, the approach of an affect-based planning is presented and possible applications in planning practice and study are shown.



Inhaltsverzeichnis.

Dankesworte.	9
Abkürzungen.	11
Einführung.	14
Der Rahmen.	19
Teil I. Theoretische Basis.	
1. Der Körper als Ausgangspunkt.	24
1.1. Dualistische Betrachtungen des Körpers.	24
1.2. „Thinking through the body“ als Antwort auf dualistische Betrachtungen.	28
1.3. Zusammenfassung & Arbeitsdefinition.	32
2. Körper und Raum. Relationales Raumverständnis.	33
2.1. Lefebvres Produktion des Raumes.	34
2.2. Löws Raumtheorie.	37
2.3. Steets' Architektursoziologie.	41
2.4. Butlers „Bodies in Alliance“.	43
2.5. Lows „Embodied Space“.	45
2.6. Diskussion der Positionen & Zusammenfassung.	46
3. Thematisieren von Affekt.	48
3.1. Abgrenzung der Begriffe Affekt und Emotion.	49
3.2. Einblicke in die gegenwärtige Affektforschung.	52
3.2.1. Affekt als Gegensatz zum Diskursiven und Kognitiven.	54
3.2.2. Kritik an der Trennung Affekt – Kognitives.	56
3.3. Begriffsschärfung Affekt.	61
3.4. Raum und Affekt.	62
3.5. Affekt und das Politische. Ein kleiner Exkurs.	64
3.6. Affekt in raumbezogenen Disziplinen.	65
3.7. Affekt im Arbeitsleben.	67
3.8. Zusammenfassung Affekt.	68

Teil II. Planungsverständnis in der Raumplanung.

4. Wandel im Planungsverständnis.	72
4.1. Der Ausgangspunkt. Das rationale Planungsmodell.	72
4.2. Reaktionen auf das rationale Planungsmodell.	75
4.2.1. Modell der Advokatenplanung.	77
4.2.2. Das (neo)marxistische Planungsmodell/Critical Theory.	79
4.2.3. Das radikale Planungsmodell.	80
4.2.4. Das Modell des sozialen Lernens & kommunikativen Handelns.	82
4.3. Das kommunikative Planungsmodell.	83
4.4. Das Selbstverständnis der Profession im Wandel der Zeit.	86
4.5. Zusammenfassung.	90
5. Emotion und das Subjektive in der Raumplanungs-Praxis.	92
5.1. Humansensorik und räumliche Kartierung von Emotionen.	92
5.2. Emotionen in kommunikativen Beteiligungsverfahren.	95
5.3. Thematisieren der Emotionen von RaumplanerInnen.	97
5.4. Autobiografische Erzählungen von RaumplanerInnen.	101
5.5. Diskussion.	102
6. Forschungsbedarf.	104
7. Arbeit der Gebietsbetreuung als „Aufweichung“ der Struktur.	107

Teil III. Empirie.

8. Körperliche Aspekte, Emotionen und Subjektivität in der Wissenschaft.	110
8.1. Verschiedene methodologische Zugänge und Emotionen.	113
8.2. Qualitative Methoden und Emotionen.	114
8.3. Körperliche Aspekte der Forschungsarbeit.	115
8.4. Subjektivität in der Forschungsarbeit.	116
9. Methodologische Herausforderungen in der Affektforschung.	117
9.1. Theoretisches Fundieren des Affekt-Begriffs.	118
9.2. Umgang mit verkörperten Daten.	120

9.2.1. Verkörperte Feldforschung.	122
9.2.2. Affektiver Text.	123
9.2.3. Feldtagebuch als Verknüpfung.	123
9.3. Interpretation des Materials auf der Suche nach Affekt.	126
10. Empirische Herangehensweise.	127
10.1. Methodenwahl und -reflexion.	127
10.1.1. Teilnehmende Beobachtung angelehnt an Lefebvres' Rhythmusanalyse.	129
10.1.2. Emotionstagebuch.	136
10.1.3. Tiefeninterviews.	140
10.1.4. Feldtagebuch.	143
10.2. Analyse.	145
10.3. Beschreibung des Samples.	149
10.4. Subjektivität in der empirischen Arbeit.	150
11. Reflexion über Affekt & empirisches Arbeiten.	153

Teil IV. Zusammenführung. Affektbasierte Planung.

12. Interpretation.	158
12.1. Rollenbilder & Anspruch an Objektivität.	159
12.2. Affekttheorie & Selbstverständnis der Raumplanung.	165
12.3. Vermeintliche Trennung Arbeits- vs. Privatleben.	167
12.4. Körperliche Aspekte der Raumplanungsarbeit.	168
12.5. Rhythmus.	170
12.6. Affektive Momente.	172
12.7. Mehrwert einer offenen Umgangsweise mit Affekt.	175
13. Affektbasierte Planung.	178
13.1. Ansatz der affektbasierten Planung.	178
13.2. Affektbasierte Planung in der Raumplanungspraxis.	183
13.3. Affektbasierte Planung im Studium.	186
14. Ausblick.	190



Literaturverzeichnis.	193
Abbildungsverzeichnis.	203
Anhang.	204
Leitfaden Interview.	204

Dankesworte.

Meine Diplomarbeit stellt für mich einen wichtigen Abschnitt dar, auf dessen Weg mich einige Menschen begleitet haben, an die ich ein riesengroßes Dankeschön richten möchte.

Ich bedanke mich besonders bei ...

Sabine Knierbein für die ausgezeichnete Betreuung und ihre Lehrveranstaltungen, die mich überhaupt erst in die Thematik von Affekt eingeführt haben.

*dem Team der GB*10 für ihre Offenheit und Unterstützung.*

den Chefs meiner Arbeitsplätze, Martin Berger (IVS, TU Wien) und Ewald Sodl (Zivilingenieurbüro), für ihr Verständnis, um mir das Abschließen der Arbeit zu erleichtern.

meiner Mutter Christa und meiner Schwester Yvonne fürs fleißige Korrektur lesen und für die laufende mentale Unterstützung.

meinen Eltern für die Ermutigung meinen Weg zu gehen.


meinem Freund Tobias dafür, dass er immer für mich da ist.



Abkürzungen.

bzw.	beziehungsweise
ca.	circa
d.h.	das heißt
ebda.	ebenda
et al.	und andere
etc.	et cetera
f.	folgend
ff.	folgend (mehrere Seiten)
FF	Forschungsfrage
GB*	Gebietsbetreuung Stadterneuerung
GB*10	Gebietsbetreuung des 10. Wiener Bezirks
ggf.	gegebenenfalls
GIS	Geoinformationssystem
Hrsg.	Herausgeber
u.a.	unter anderem
v.a.	vor allem
vs.	versus
vgl.	vergleiche
z.B.	zum Beispiel
&	und





„Can knowledge production become too local and subjective and thus signal a leap backwards from the desire to produce evidence-based knowledge to the less ambitious desire to produce knowledge about the researcher and his/her desire? Or does it, on the contrary, acknowledge the fact that we need to use and be honest about our own bodily involvements and reactions as a part of affective research, instead of covering it up and trying to disguise the fact that researchers also have bodies with a capacity to be affected?“

(Knudsen & Stage 2015: 17)

Einführung.

Als Tanzlehrerin für Standard- und Lateintänze und begeisterte Hobbytänzerin spielen für mich neben der Tanztechnik, vor allem der Körper, der Raum, die Körpersprache, das Reagieren auf körperliche Impulse, die Emotionen und Energien zwischen den Partnern eine große Rolle. Privat und beruflich. Im Rahmen dieser Diplomarbeit möchte ich die Wichtigkeit und den Mehrwert des Subjektiven und Körperlich-Emotionalen auch in meinem zweiten beruflichen Standbein – der Raumplanung – thematisieren und Möglichkeiten aufzeigen, wie das Unbewusste, das Körperliche, das Emotionale, das Subjektive bereichernd in Planungsprozessen wahrgenommen werden kann.

Die Planung, das vermeintlich Rationale, das Bewusste, die Kontrolle „auf der einen Seite“.

Das Freie, das Unbewusste, das Unkontrollierte, das Spontane, das Affektive, das Emotionale, das Verkörperte, das Subjektive „auf der anderen Seite“.

Sind diese Seiten überhaupt zu trennen?

In meinem Selbstverständnis als Planerin muss Planung in Praxis und Theorie mehr von der „anderen Seite“ sehen, sie thematisieren und integrieren.

Das Diplomarbeitsthema entspringt einem starken Eigeninteresse in Bezug auf die Reflexion der eigenen Position im Planungs- bzw. Forschungsalltag und dem Thematisieren von subjektiven Empfindungen und Emotionen. Das Auseinandersetzen mit eigenen prägenden (Raum-) Erfahrungen, das Reflektieren der eigenen Emotionen und Vorgehensweisen und das Offenlegen der eigenen Position erscheint mir als ein ganz entscheidender, aber oftmals fehlender Faktor in Projekten beziehungsweise in Prozessgestaltungen. Besonders gegen Ende des Studiums reflektierte ich viel über vergangene Projekte und Forschungsarbeiten – und über die eigene persönliche Haltung. Professionelle Distanz, wie sie von manchen Lehrenden noch vertreten und gefordert wird, erscheint mir eher Deckmantel als Wirklichkeit.

So soll diese Diplomarbeit ein Plädoyer für einen offenen Umgang mit (eigenen) Emotionen, Haltungen, Alltagswelten etc. und für das Anerkennen von affektiven Dimensionen sein – und den Mehrwert von Offenlegungen für Projekte und (Planungs-)Prozesse darlegen. Bewusst setze ich deswegen an gewissen Stellen die ICH-Form, anstatt der unpersönlichen „man soll“ Formulierung. Dieses Vorgehen ist in der feministischen Theorie begründet (Parteilichkeit statt Wertfreiheit im Forschungsprozess) (vgl. Mies 1984) und ich möchte damit die Wichtigkeit der eigenen Person in Forschung und Planung in dieser Arbeit noch deutlicher herausstreichen.

Mit meiner Diplomarbeit möchte ich damit eine oftmals ignorierte Seite von (Raum-) Planung und dem Arbeitsalltag als PlanerIn thematisieren: die körperlich lebensweltlichen (Raum-)Erfahrungen von PlanerInnen, das Subjektive, das Emotionale und deren Einfluss auf ihre Arbeit. Konkret geht es mir darum, den/die PlanerIn auf einer greifbaren persönlichen Ebene zu thematisieren – den/die PlanerIn als Mensch mit alltäglichen Raumerfahrungen, verkörperter Raumproduktion, spezifischen Lebenswelten und Emotionen. Besonders der Umgang mit der Doppelfunktion als PlanerIn erscheint mir hier interessant: „professionelle“ Raumgestaltung und Raumproduktion als Arbeitsanforderung und gleichzeitig alltägliche verkörperte Raumproduktion. Aus dem Alltagsbewusstsein schwingen subjektiv gelernte Vorurteile, Wertorientierung, eigene Erfahrungen und übernommene Kenntnisse mit und stehen damit im Kontrast zum „objektiven Planungsverständnis“. Wie lassen sich Emotionen, Affekt, lebensweltliche Prägungen mit den oftmals geforderten „rationalen“ Entscheidungen der planenden Instanzen vereinbaren?

PlanerInnen sind daran beteiligt durch Projekt- und Prozessgestaltung Vorstellungen, wie öffentlicher Raum zu sein hat, zu (re)produzieren. Wenn dies verdeckt und unreflektiert unter dem Deckmantel der objektiven, allwissenden Planung geschieht, ist dies zu hinterfragen. Denn hinter „der Planung“ stehen im Endeffekt immer ganz konkrete Menschen, die planen – denen bestimmtes wichtiger ist als anderes, die zwar vielleicht versuchen dem Idealbild für „alle“ zu planen und „gerecht“ zu handeln zu entsprechen, aber dabei bestimmte Vorstellungen von „alle“

und „gerecht“ haben. Meiner Meinung nach ist die Darlegung der eigenen Position und das Anerkennen von subjektiven Elementen entscheidend, wodurch Aushandlungen angeregt werden können und ein Mehrwert für Projekte erzielt werden kann. Neben der Wichtigkeit eine eigene Positionalität und Reflexionskompetenz zu entwickeln, soll die bereichernde Betrachtung affektiver und körperlicher Dimensionen in der Planungsarbeit dargelegt werden. Der „affective turn“ (Forderung nach vermehrter Miteinbeziehung des Körpers, des Subjektiven und der Empfindung) in den Sozial- und Kulturwissenschaften wird auf die räumliche Planung umgelegt, und verdeutlicht, wie viel Einfluss diese Dimensionen auf die vermeintlich „rationale“ Planungsarbeit haben.

Folgende Grafik (vgl. Abbildung 1) skizziert schematisch und vereinfacht die Ausgangslage sowie das Ziel meiner Diplomarbeit.

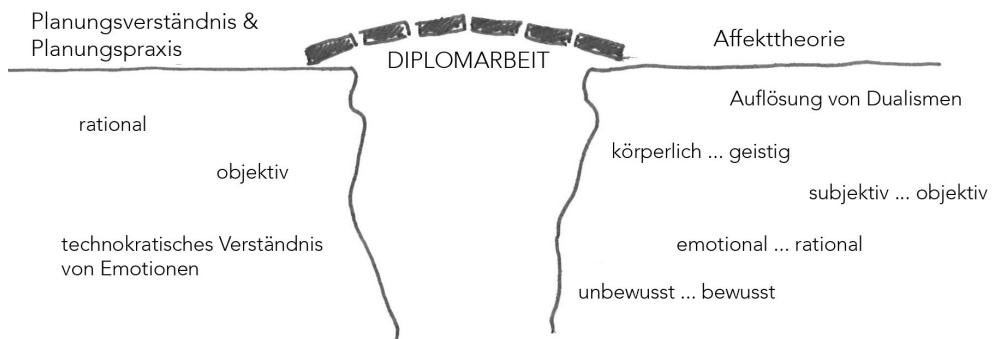


Abbildung 1: Ausgangslage und Ziel der Diplomarbeit. Eigene Darstellung.

Die Forschungsfragen dieser Arbeit lauten:

- Wie wurden und werden (eigene) emotionale und körperliche Aspekte in der Planungspraxis und im Planungsverständnis der Raumplanung thematisiert?
- Wie kann durch die Anwendung der Affekttheorie das Selbstverständnis der Raumplanung methodisch und inhaltlich erweitert werden?
- Welchen Einfluss haben körperlich lebensweltliche Erfahrungen und affektive, emotionale Beziehungen der PlanerIn auf die Arbeit als PlanerIn?
- Wie kann der Mehrwert aus einer offenen Umgangsweise mit eigenen Emotionen, subjektiven Empfindungen und Haltungen gewonnen werden?

Meine Diplomarbeit greift hierbei auf einen theoretisch-reflektierten, empirisch-experimentellen Ansatz zurück. Mittels Methodenexploration möchte ich auch einen Beitrag dazu leisten, empirische Methoden auf ihre Anwendbarkeit in Bezug auf die Erforschung von Affekt zu testen und Affekt im Bereich der Raumplanungsarbeit greifbar zu machen.

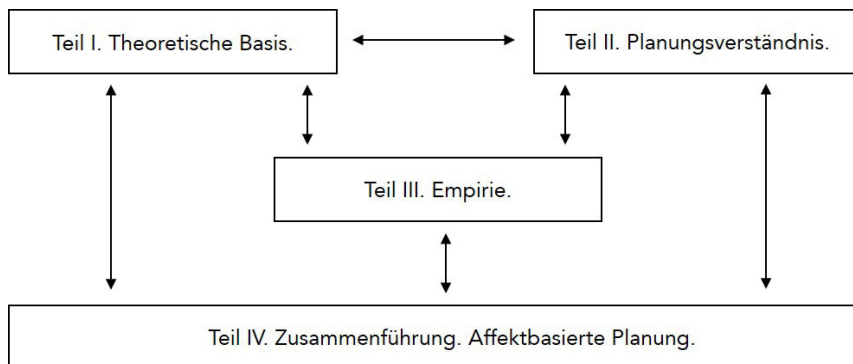


Abbildung 2: Aufbau der Arbeit. Eigene Darstellung.



Der Aufbau der Arbeit ist vierteilig (vgl. Abbildung 2):

In Teil I der Arbeit trage ich die theoretische Basis in Bezug auf Körper, Raum, Affekt und deren Wechselwirkungen zusammen.

Teil II dient der (historischen) Reflexion des vorherrschenden Planungsverständnisses in der Raumplanung und der Thematisierung von verschiedenen Planungstheorien und deren Auswirkungen auf das Selbstverständnis als PlanerIn. Außerdem werden erste Kontaktpunkte zwischen Planung und dem Thematisieren von Emotionen aufgezeigt.

In Teil III erfolgt die empirische Auseinandersetzung mit dem Thema Affekt in der Raumplanungsarbeit, eine Methodentestung und die Reflexion eines wissenschaftlich empirischen Arbeitens zum Thema Affekt.

Im letzten Teil der Diplomarbeit (IV) leite ich aus den gewonnenen Erkenntnissen aus den vorherigen Teilen (I-III) den Ansatz der affektbasierten Planung ab und zeige erste Anwendungsmöglichkeiten in Raumplanungspraxis und Raumplanungsstudium auf.

Der Rahmen.

Zum besseren Verständnis dieser Diplomarbeit und auch zu deren Vollständigkeit ist es mir ein Anliegen, mich, also die Person hinter dieser Arbeit, vorzustellen. Diese Arbeit, die Themenwahl, die zitierten Theorien, das methodische Vorgehen, die empirisch gezogenen Schlüsse etc., sind im Kontext meiner subjektiven Zugänge zu sehen. In jeder Phase meiner Recherche und Schreibarbeit bin ich ganz persönlich im Prozess involviert.

Ich sehe mich in vielen Bereichen meines Lebens, und auch in meiner Persönlichkeit mit den vermeintlichen Gegensätzen „rational – gefühlsbetont“, „technokratisch – kommunikativ“, „objektiv – subjektiv“ konfrontiert.

Schon von meinen Eltern (meine Mutter ist Psychologin und Psychotherapeutin, mein Vater ist Zivilingenieur für Bauwesen)¹ habe ich von klein auf zwei recht unterschiedliche berufliche Zugänge zur Welt erfahren. Durch meine Mutter habe ich empathisches Einfühlen, psychologische Erkenntnisse und kommunikative Elemente in meine Persönlichkeit integrieren können. Von meinem Vater habe ich den Wunsch nach präziser Ordnung, nach analytischen Arbeitsweisen und ein technisches Verständnis der Welt mitbekommen – und dennoch erfahren, dass es im Grunde auch in seinem Beruf v.a. auf das Zwischenmenschliche ankommt. In den letzten Jahren habe ich mich intensiver mit diesen „Gegensätzen“ beschäftigt und dabei versucht auch meine eigene Position zu finden. Ich sehe diesen Zugang und dieses Wissen von zwei beruflichen Selbstverständnissen von Kindheit an als enorme Bereicherung. Dadurch konnte und kann ich erleben, wie sehr mich diese „Gegensätze“ bereichern und wie nützlich mir diese beiden Seiten sind.

Auch im Studium der Raumplanung zeigt sich für mich oft eine Dualität: schon in den ersten Semestern bekam ich einen Eindruck von „verschiedenen Lagern“. Soziologisches „Bla Bla“ vs. „echte“ GIS-Raumplanung, „kreativer“ Städtebau vs. „hartem“ Bodenrecht. Oft wurden diese Aspekte als „Gegner“ dargestellt und oft fehlte mir eine Annäherung der verschiedenen Zugänge. Aber das alles ist Raum-

¹ Der folgende Absatz bezieht sich jeweils auf das berufliche Selbstverständnis meiner Eltern. Oberflächlich mag dies vielleicht nach unreflektierten Gender-Stereotypen scheinen, für ein ausführliches Persönlichkeitsprofil der beiden (auch auf ihre privaten „Rollen“ bezogen) muss ich an dieser Stelle leider verzichten.

planung, unterschiedliche fachliche Zugänge, unterschiedliche persönlich gelebte fachpolitische Zugänge und Befindlichkeiten, Vorlieben und Emotionen. Anstatt darin einen Mehrwert zu sehen wird das allerdings oft als Schwachstelle des Studiums betrachtet. Warum? Seine eigene Person und Position zu reflektieren und offen zu legen, um dann in Kontakt mit anderen persönlichen Zugängen zu treten, wäre sicherlich auch für das Studium sehr bereichernd.

Beruflich bin ich selbst momentan recht vielseitig: ich arbeite als technische Zeichnerin in einem Planungsbüro, als Projektmitarbeiterin am Institut für Verkehrssystemplanung und als Tanzlehrerin für Standard- und Lateintänze in einer Tanzschule. So unterschiedlich diese Berufe sind, so haben sie doch eines gemeinsam, überall spielt das Subjektive eine große Rolle, überall bringe ich meinen persönlichen Hintergrund und mein momentanes Empfinden mit ein.

Auf einer sehr persönlichen Ebene befinde ich mich aktuell in einem Lernprozess, mich mehr zu öffnen, zu akzeptieren, dass ich vieles nicht kontrollieren kann und versuche lockerer an neue Herausforderungen heranzugehen und die Dinge so anzunehmen, wie sie mir begegnen. Die Diplomarbeit ist Teil dieses Entwicklungsprozesses. Schon die Themenfindung gestaltete sich als äußerst schwierig und ich war ungeduldig mit mir selbst. Ich hatte Probleme, mein „Versagen“, mein schleppendes Vorankommen zu akzeptieren und nach außen darüber zu kommunizieren. Ich, die nie Schwierigkeiten in der Schule und im Studium hatte, hatte jetzt Probleme mit der Diplomarbeit. In dieser Situation hätte ich mir gewünscht, offener darüber kommunizieren zu können und dadurch mehr Inputs zu bekommen. Stattdessen wollte ich mit niemandem über meine Diplomarbeit sprechen, bis ich selbst eine Struktur gefunden haben würde. Aber genau die „verpflichtenden“ Gespräche im Diplomseminar (damals noch zu meinem alten Thema) zeigten mir, dass die Thematik für mich noch nicht passte, es einfach nicht „meine“ Arbeit war und zwangen mich sozusagen immer wieder darüber nachzudenken, womit ich mich denn eigentlich auseinandersetzen wollte. Dieser ewige „Schleifen-Prozess“ und das gefühlte immer wieder bei Null beginnen, waren für mich schwierig auszuhalten, aber

ich sehe sie nun als wichtigen Teil meiner Diplomarbeit an. Der Prozess „bremste“ mich, brachte mich zum Innehalten, zum Reflektieren und dazu mehr über mich, über mein eigenes Erleben und damit das Erleben anderer RaumplanerInnen nachzudenken. Es dauerte ein bisschen bis ich die Herausforderung annehmen und mit positiver Energie an das Projekt Diplomarbeit herangehen konnte.

Die Arbeit ist durch zahlreiche affektive Momente geprägt. Ich habe bewusst auf eine organisatorisch und zeitlich scharfe Trennlinie zwischen Theorie, Empirie und persönlichen Notizen verzichtet, um die Arbeit in einem fließenden Entstehungsprozess wachsen zu lassen (vgl. Abbildung 3). Die Arbeitsweise und der Forschungsprozess sind von meiner Person nicht getrennt zu betrachten. Das Schreiben der verschiedenen Kapitel passierte parallel, ich ließ mich durch meine Inspiration und gerade entdeckten Literaturquellen leiten und widmete mich stets dem Kapitel, das große Lust in mir weckte. Die Qualität des Schreibflusses war auch einer starken Abhängigkeit von körperlichen Empfindungen unterworfen: an manchen Tagen erlebte ich eine große Leichtigkeit im Schreiben, an anderen Tagen empfand ich die Formulierung jedes Satzes als besonders aufwendig und schwer. Diese Arbeit ist vor allem im Sitzen entstanden, an unterschiedlichen Orten: zu Hause am Esstisch, zu Hause am Schreibtisch, in verschiedenen Bibliotheken (TU Bibliothek, Arbeiterkammer Bibliothek, Hauptuniversitätsbibliothek, Institutsbibliotheken ...), aber immer am selben Laptop. Mit unterschiedlichen Leuten um mich herum, einmal in Stille, ein anderes Mal in lauterer Umgebung (Baustelle zu Hause), manchmal konzentrierter, dann wieder weniger konzentriert, einmal mit mehr Motivation, dann wieder mit weniger. Im Laufe des Verfassens dieser Arbeit hat sich eine intensive körperbezogene Beziehung zwischen mir und meinem Laptop aufgebaut, meine Finger tippen mittlerweile quasi automatisch, finden sich fast selbstständig auf der Tastatur zu recht. Diese Arbeit ist nicht nur „work of thoughts“, sondern beinhaltet auch immer körperliche Dimensionen.

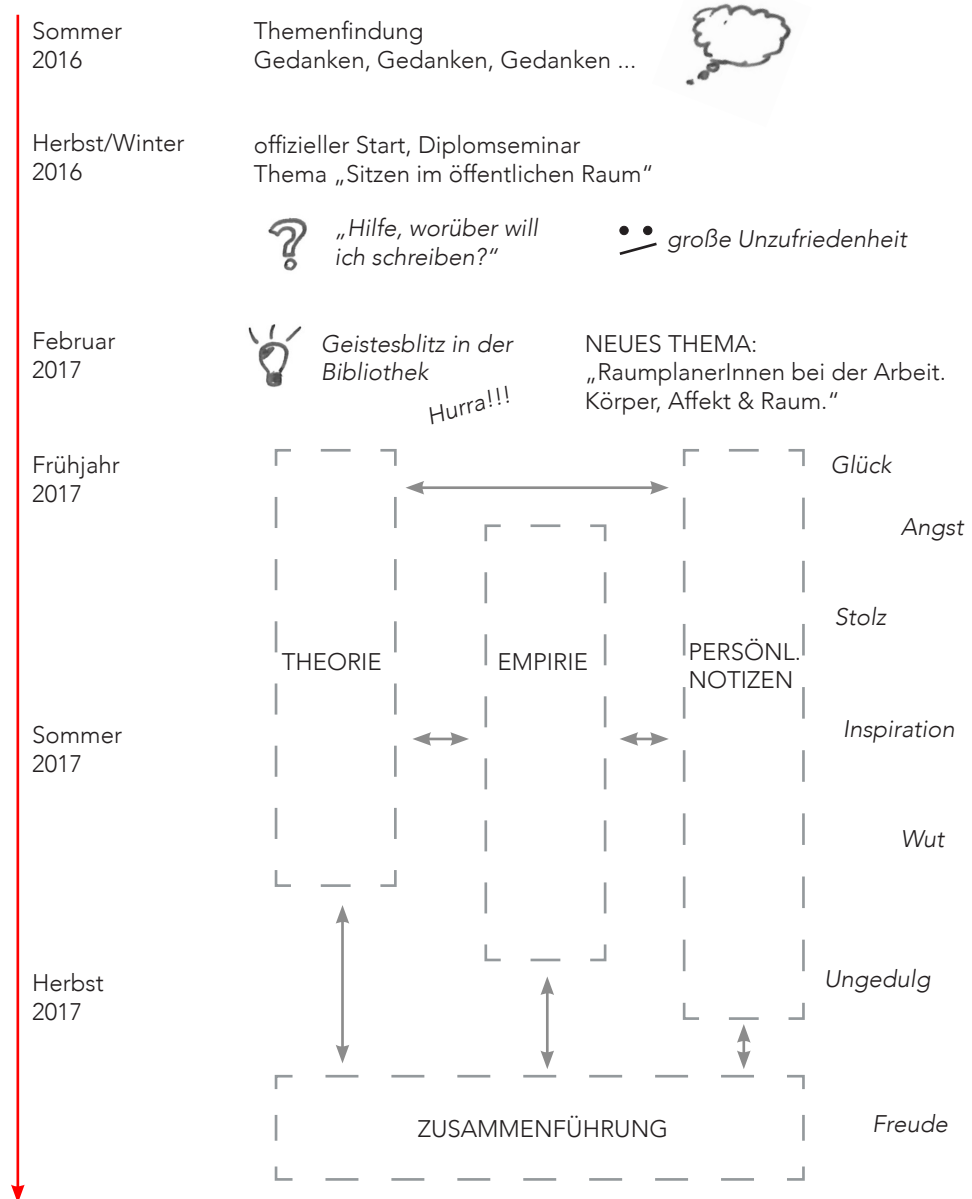


Abbildung 3: Forschungsprozess. Eigene Darstellung.



Teil I. Theoretische Basis.

1. Der Körper als Ausgangspunkt.

Die Beschäftigung mit dem Thema „Körper“ erfordert eine breite fachliche Herangehensweise, die über die Grenzen der eigenen disziplinären Ausrichtung hinausgeht. Die Fachliteratur zum Thema Körper ist transdisziplinär. Zunächst soll ein Überblick² über verschiedene Herangehensweisen zum Thema Körper verschafft, und das Verschwimmen der Grenzen zwischen Psychologie, Soziologie, Kulturwissenschaften und Sozialanthropologie sichtbar gemacht werden (vgl. Blackman 2008: 7).

Arbeiten zum Thema Körper und Differenz kommen zum einen aus der Soziologie, zum anderen aus feministischen Zugängen und Kulturwissenschaften. Jene Arbeiten beschäftigen sich damit, wie Körper materialisiert und standardisiert werden durch eine bestimmte Vorstellung über normal und abnormal. Dieser Fokus auf den normativen Körper (also wie der Körper zu sein hat) und das Formen von Identität stehen in Verbindung mit größeren Prozessen von Macht, Ideologie, Marginalisierung (Ausgrenzung) und Ungleichheit (vgl. ebda.: 12). Auch die raumbezogenen Disziplinen entdecken mehr und mehr ihr Interesse an dem Zusammenspiel zwischen Körper und Raum, v.a. sichtbar in den relationalen Raumansätzen (siehe z.B. Löw und Lefebvre), mehr dazu anschließend in Kapitel 2.

Im Folgenden gehe ich vor allem auf Dualismen in Bezug auf das Thema „Körper“ und auf deren Überwindung ein, soll doch diese Arbeit ein Plädoyer für das Auflösen von getrennt gedachten Bereichen darstellen.

1.1. Dualistische Betrachtungen des Körpers.

Das Konzept des Dualismus basiert auf „Trennung“ und der Annahme, dass bei entsprechendem Wissen leicht zwischen den verschiedenen Prozessen unterschieden, sprich eine klare Trennlinie vollzogen werden kann (vgl. Blackman 2008: 8).

24 ² Biologische und medizinische Fachliteratur wird bewusst ausgelassen, da ich die Relevanz dieser für meine Diplomarbeit als äußerst gering einstufe.

Beispielgebend für das dualistische Denken in Bezug auf den Körper ist der sogenannte Cartesische (Cartesian) Dualismus (benannt nach René Descarte), der auch als Geist-Körper-Dualismus (mind-body-dualism) beschrieben werden kann (vgl. Blackman 2008: 4). Rationalität ist in diesem Verständnis die Schlüsseldeterminante der menschlichen Existenz („Ich denke, also bin ich“) (vgl. ebda.). Unterteilt wird in folgende Prozesse:

- Geist, sprich kognitive Prozesse, die uns das Denken, Argumentieren, Reflektieren ermöglichen
- körperliche Prozesse, wie z.B. Verdauung, Schwitzen etc., die als unwillkürlich, also ohne persönliche Wahl bezeichnet werden (vgl. ebda.)

Dieser „Basis-Dualismus“ wird von anderen getrennt betrachteten Prozessen überlagert, z.B. bewusst – unbewusst, natürlich – kulturell, individuell – gesellschaftlich.

So reizvoll klare Trennlinien und klar unterscheidbare Prozesse vielleicht auch sein mögen, so stoßen sie in ihrer Erklärungskraft doch an ihre Grenzen. Die Grenzen zwischen bewusst und unbewusst werden unklarer, schwieriger auszumachen und zu unterscheiden (siehe z.B. Gedanken aus dem Unterbewusstsein, Prozesse während des Schlafens), weswegen dualistische Erklärungsmodelle abgelöst wurden (siehe Kapitel 1.2.).

Neben dem eben erwähnten Geist-Körper-Dualismus, kann ein weiterer Dualismus in der Trennung biologisch – sozial/kulturell ausgemacht werden, begründet in der historisch forcierten Abgrenzung der Disziplinen. Das Trennen der Prozesse ist geschichtlich mit dem Spezialisieren der wissenschaftlichen Disziplinen und Trennung in Natur- und Kultur-/Sozialwissenschaften (natural und human sciences) und den jeweiligen Forschungsgegenständen zu erklären. Das Thematisieren des menschlichen Körpers wurde lange Zeit als Thema der Biologie wahrgenommen und fungierte in der Soziologie als „absent presence“ (ebda.: 15), war also nur verdeckt Teil der Analysen, bevor in den 1980er und 1990er Jahren Schlüsseltexte dazu publiziert wurden (z.B. Burkitt 1999; Featherstone et al. 1991; Shilling 1993, 2003; Turner

1984). Um die Beziehung der Soziologie zum Thema „Körper“ zu verstehen, muss die Entstehung der Disziplin als gegensätzliche Reaktion auf den Darwinistischen Evolutionsmus, Eugenic oder Biologism im Hinterkopf behalten werden (vgl. Turner 1991: 7).

In der Soziologie kann die Beschäftigung mit dem Thema „Körper“ in zwei Stränge unterteilt werden: einerseits Ansätze, die den Körper als Produkt gesellschaftlicher Wirklichkeit betrachten und andererseits Ansätze, die den Körper als Produzent gesellschaftlicher Wirklichkeit in den Mittelpunkt des Interesses stellen (vgl. Gugutzer 2015). Natürlich kann in der Alltagserfahrung und -wahrnehmung keine scharfe Trennlinie gezogen werden, die Unterscheidung dient einer analytischen Trennung zur besseren Einordnung und der Gewinnung eines Überblickes.

- Körper als Produkt gesellschaftlicher Wirklichkeit:

Diese Ansätze beschäftigen sich mit den gesellschaftlichen Formungsprozessen des menschlichen Körpers, sprich den historischen, sozialstrukturellen, diskursiven, symbolischen und systemischen Prägungen. Beispielhaft können hier Elias' Zivilisierung körperlichen Verhaltens und Empfindens, Foucaults institutionelle Körperdisziplinierung und Körper im Schnittfeld von Wissen, Macht und Sprache (Diskurs), Bourdieus klassenspezifische Formung des Körpers, Butlers Geschlechterkörper als diskursive Konstruktion und Douglas' körperliche Symbolisierung des Sozialen genannt werden (ebda.).

- Körper als Produzent gesellschaftlicher Wirklichkeit:

Diese Ansätze gehen der Frage nach, wie leiblich-körperliche Handlungen an der Her- und Darstellung sozialer Ordnung beteiligt sind, sprich wie sich der Körper in die Gesellschaft einschreibt. Hier können beispielhaft Goffmans körperliche Her- und Darstellung von Interaktionsordnungen (Stichwort *body gloss*), Shillings verkörperte Interaktionen zwischen Akteur und Struktur, körpersoziologische/phänomenologische (spürbar-spürender Leib, Wahrnehmung im leiblichen Sinn: hören, sehen, riechen, fühlen ...) und interaktions-, strukturierungs- und praxistheoretische Zugänge (sichtbarer, aktiv einsetzbarer Körper) genannt werden (ebda.).

In der Soziologie spielt die Leib/Körper Unterscheidung eine wichtige Rolle.

„»Leib« bezeichnet dabei den lebendigen phänomenalen Körper, den Leib in der Selbstwahrnehmung, und »Körper« das physische Ding in der Welt. Zu denken ist diese Unterscheidung allerdings nicht als Dualismus, sondern als Dualität, als Doppelaspekt menschlicher Existenz.“ (Steets 2015: 80f.)

Diese Vorstellung geht auf Plessner (1975) zurück, dessen These es ist, dass der Mensch einerseits sein Körper ist (Körpersein) und einen Körper hat (Körperhaben). Durch sein Reflexionsvermögen unterscheidet sich der Mensch von nicht-menschlichen Organismen in der Beziehung zu seiner Umwelt, indem er sich selbst zum Gegenstand der Betrachtung machen und seinen Körper instrumentell oder expressiv nutzen kann (vgl. Steets 2015: 81).

„Und da der Mensch in jedem Moment seines Lebens mit beiden Aspekten seines Daseins konfrontiert ist, kann man im Sinne einer stetigen Verschränkung beider Facetten von einer »Dualität des Körpers« (vgl. Gugutzer 2012: 44) sprechen. Diese Dualität wird alltagspraktisch mittels Körpertechniken bewältigt.“ (Steets 2015: 82)

Entscheidend, um darauf aufbauende soziologische Konzepte zu verstehen, ist es, festzuhalten, dass der Menschen von Geburt an „sein Körper ist“, aber nicht von Geburt an „seinen Körper hat“, da die Reflexion und Wahrnehmung seines eigenen Körpers erst erlernt werden muss.

Gugutzer (2015) schlägt eine Reformulierung der Dualität vor, um die Leibdimension phänomenologisch auszudehnen: statt Körpersein und Körperhaben, Leibsein und Körperhaben. „An Stelle des organischen Körpers tritt der spürende Leib und die als Vermittlungsinstanz eingeführten Körpertechniken erhalten eine leibliche Facette.“ (Steets 2015: 88) In der „Verkörperung“, die sich zuerst in Bewegungsformen vollzieht, wird der spürende Leib und der gegenständliche Körper im Alltag versucht in Einklang zu bringen (vgl. ebda.). Das Gespür für die Bewegung wird hierbei besonders herausgestrichen.

„Es deutet also vieles darauf hin, dass jedes leibliche Spüren einer Körperbewegung ein Korrelat im Bewusstsein hat, oder anders formuliert, dass Körper, Leib und Bewusstsein hinsichtlich der Sedimentierung von Wissen in einem dialektischen Wechselverhältnis zueinander stehen.“ (Steets 2015: 90)

Steets bezieht sich hierbei v.a. auf Bewegungsabläufe bei SportlerInnen und Mentaltrainings, um verinnerlichte Bewegungsabläufe in entscheidenden Situationen ad hoc abrufen zu können. Trotz des Zugeständnisses eines dialektischen Wechselverhältnisses der verschiedenen Sphären, fehlt meiner Meinung nach die Betrachtung des Unbewussten.

1.2. „Thinking through the body“ als Antwort auf dualistische Betrachtungen.

„Thinking through the body“ (Blackman 2008: 2) soll als Plädoyer für ein gemeinsames Denken, sprich prozesshaftes Denken von vormals getrennt betrachteten Prozessen fungieren. Konkret geht es darum, den Körper etwa nicht mehr auf einer rein biologischen Ebene zu betrachten, sondern auch sozial und kulturell zu denken. Der Hinweis auf das Zusammenspiel von biologischen, physischen, geistigen und sozialen Prozessen erscheint zunächst nicht wirklich radikal, nehmen wir doch unsere subjektive Körpererfahrung genau in diesem Rahmen wahr. Doch wie in Kapitel 1.1. angeklungen, ist genau das Zusammendenken dieser Prozesse, die oft als separate Einheiten betrachtet werden, ein zentrales Problem bei der Forderung „thinking through the body“. Dieses Trennen der Prozesse ist historisch mit dem Spezialisieren der wissenschaftlichen Disziplinen sowie der Trennung in Natur- und Kulturwissenschaften (natural und human sciences) und den jeweiligen Forschungsgegenständen zu erklären. Mit diesem fokussierten Blickwinkel auf den Forschungsgegenstand wird die Trennung zwischen Biologischem und Sozialen reproduziert (vgl. Blackman 2008: 3).

Um gängige Dualismen bei der Thematisierung von Körpern zu überwinden, soll eine prozesshafte Betrachtung in den Vordergrund gestellt werden. Körper sind demzufolge als Prozesse zu sehen, die in Verbindung zu anderen (menschlichen und nicht-menschlichen) Körpern stehen und sich darüber ausdrücken und ausgedrückt werden (vgl. Blackman 2008: 133). Der Körper ist somit nicht als von der Haut begrenzte Form zu sehen (quasi die Haut als Container), sondern immer in Zusammenhang und Zusammenspiel mit anderen Körpern und umgebenden Elementen. Der Fokus verschiebt sich vom Körper als etwas äußerlich Sichtbares, das wir „besitzen“ und „sind“, auf körperliche Prozesse und Praktiken:

„The idea of the body as simply something that we both *have* and *are* is displaced by this perspective as the focus shifts to what bodies can *do*, what bodies could *become*, what practices enable and coordinate the *doing* of particular kinds of bodies, and what this makes possible in terms of our approach to questions about life, humanness, culture, power, technology and subjectivity.“ (ebda.: 1)

Mit der prozesshaften Betrachtung und Auflösung von Dualismen geht auch die Fokussierung auf den „lived body“ (ebda.: 83) einher, womit erneut die Vorstellung von biologisch und kulturell als zwei voneinander getrennten Elementen/Prozessen in Frage gestellt wird. Auch die Trennung von geistigen/gedanklichen und körperlichen Dimensionen wird durch diese Fokussierung überdacht und kritisiert. „Narratives“, also ganzheitliche Erzählungen und Wahrnehmungen, werden wichtig (vgl. ebda.).

Durch die Fokusverschiebung auf den „lived body“, also die gelebte körperliche Erfahrung und Wahrnehmung, wurde der „feeling body“ mit Fokus auf die Sinneswahrnehmungen in den Mittelpunkt des Interesses gerückt (vgl. ebda.: 57f., 83f.). Dieses Körper-Verständnis stellt ideale Bezugspunkte zum Thema Affekt und Emotion dar: „[...] what defines bodies is their capacity to affect and be affected.“ (ebda.: 133) Körper werden über ihre Beeinflussbarkeit und ihre Fähigkeit ihre Umgebung zu formen und zu beeinflussen definiert. Im Englischen wird der Bezug zu Affekt durch das Vokabular „to affect“ und „to be affected“ noch deutlicher zum Ausdruck

gebracht. „The affective body is considered permeable to the ‘outside’ so that the very distinction between the inside and the outside as fixed and absolute is put into question.“ (Blackman 2008: 10) Die klare absolute Trennung zwischen Innen- und Außenleben wird aufgelöst, die Beziehung und Beeinflussbarkeit zwischen „innen“ und „außen“ in den Fokus gerückt. Wahrnehmungsprozesse durch die Sinne des Menschen als Verbindung zwischen Individuum und Umgebung, Affekt und Gefühl rücken mehr und mehr ins Forschungsinteresse (vgl. z.B. Fraser et al. 2005; Lash 2006).

In diesem Zusammenhang betont Thrift (2007) die Verletzlichkeit des menschlichen Körpers als wesentliches Element, um körperliche und affektive Vorgänge erklären und betrachten zu können:

„[...] a large part of the corporeal life is simply oriented towards concern over the body’s extreme vulnerability. And not surprisingly: bodies make mistakes, trip or fall, get toothache or migraine, can see only partially or not at all, get chronic disease [...]“ (ebda.: 238)

Thrift kritisiert, dass das gegenwärtige sozialwissenschaftliche Interesse bezüglich „embodiment, practise and performance“ (ebda.) oft diese Verletzlichkeit und welche Auswirkungen diese auf körperliche und gedankliche Prozesse hat, nicht aufgreift und mitbedenkt. Anstatt das Forschungsinteresse ausschließlich in die Unterscheidung zwischen bewusste und auto-affektive Handlungen zu legen, sollte die Verletzlichkeit des Körpers und der körperliche Zustand (z.B. Müdigkeit, Erschöpfung, Schmerzen, Kälte, Hitze ...) als wesentliches Element der körperlichen Erfahrung miteinbezogen werden (vgl. ebda.: 238f). Auch Dirksmeier et al. (2011) erwähnen diese Verletzlichkeit und Angreifbarkeit. Sie beziehen diese auf die Begegnung mit Fremden in der Stadt, die sich in ihrer Körperlichkeit und damit unabwendbaren Verletzlichkeit begegnen (vgl. ebda.: 86). Das Fremde/das Andere wird durch dessen visueller und haptischer Körperlichkeit erst greifbar, indem die Unterschiede zum Eigenen sichtbar bzw. fühlbar werden (vgl. May 2010: 285). Dennoch kann auf dieser körperlichen Ebene auch eine vereinende Dimension ausgemacht werden.

Die Annahme, dass einzelne Körper die Basis jeglicher Handlung und damit des Forschungsinteresses sind, bietet die Möglichkeit auf dieser „Basis-Ebene“ ein vereinendes Element zu finden.

„[...] embodiment has the potential to unite readers and writers, anthropologists and informants, doctors and patients, teachers and students. [...] At the level of embodiment, we are all “primitives” [...]“ (Farquhar & Lock 2007: 14).

Auf Basis dieser Körperlichkeit sind alle „gleich“ (im Sinne von ohne Hierarchien). Wenn dieses Gleichgewicht gestört wird, weil eine Seite ihre Körperlichkeit „versteckt“, kann das eine Unbehaglichkeit und Demütigung der anderen, offensichtlich verkörperten Person bedeuten (vgl. ebda.).

„Doctors hide inside white coats to examine disrobed patients; writers become distant authorities while readers question their own ability to understand the prose; anthropologists have the privilege of mobility and can remove their bodies from “under-developed” environments that still threaten the health and livelihood of their research subjects.“ (ebda.: 14f)

Farquhar & Lock (ebda.) sprechen damit die komplexe Wechselwirkung zwischen Distanz und Nähe von Körpern an, indem beide Elemente gleichzeitig wirksam werden: physische Nähe, aber gefühlte Distanz durch Rollenbilder und hierarchische Wahrnehmung der Situation. „Thinking through the body“ beinhaltet eine starke vereinende Komponente, um die oftmals bestehende ungleiche Beziehung zwischen zwei „Rollen“ und deren Hierarchie, die sich auf einer körperlichen Ebene und deren Symbole und Bewegungsrituale manifestiert, die aber in dieser Form eigentlich nicht (oder nur bedingt) gegeben ist, vor dem Hintergrund von „Embodiment“ kritisch zu reflektieren. Auch bei PlanerInnen und den „Beplanten“ besteht nach klassischer Sichtweise ein Ungleichgewicht bezüglich Rollen, Aufgaben, Kompetenzen, Emotionsäußerungen etc., das vor dem Hintergrund von „Embodiment“ jedoch auflösbar ist.

1.3. Zusammenfassung & Arbeitsdefinition.

Thinking through the body beinhaltet demzufolge folgende Aspekte:

- prozesshafter Ansatz
- Auflösung innen – außen
- gemeinsames Denken von biologischen, physischen, geistigen und sozialen Prozessen
- relationale Sichtweise: Definition über Beeinflussbarkeit, Körper im Zusammenspiel mit anderen Körpern und Elementen
- Fokus auf körperliche Prozesse & Praktiken (statt Körper als etwas Sichtbares)
- subjektive Körperwahrnehmung (lived body)
- Wahrnehmungsprozesse über die Sinne (feeling body)
- Verletzlichkeit des Körpers als wesentlicher Faktor der körperlichen Erfahrung
- vereinende Dimension der Körperlichkeit

Diese vorläufige Arbeitsdefinition zum Begriff „Körper“ wird in den folgenden Kapiteln mit weiteren Dimensionen angereichert. Das eben vorgestellte prozesshafte Körper-Verständnis bietet hervorragende Ansatzpunkte, um relationale Raumaspekte (Kapitel 2) und anschließend das Thematisieren von Affekt (Kapitel 3) miteinzubeziehen und es in weiterer Folge auf die Raumplanung zu übertragen.

2. Körper und Raum. Relationales Raumverständnis.

Durch eine relationale Perspektive auf den Raum können Verbindungen zwischen den lebensweltlichen Raum-Erfahrungen, gesellschaftlichen Dynamiken, politischen Entscheidungsprozessen und Planungs-/Gestaltungs-Praxis geschaffen werden (vgl. Knierbein & Tornaghi 2015: 2). Im Unterschied dazu fokussiert ein absoluter Raumbegriff auf physische und materielle Strukturen und Funktionen, tendiert dazu den Raum als Container zu reduzieren und das tägliche Leben und menschliche Wahrnehmung und Erfahrung zu vernachlässigen (vgl. ebda.: 5).

Raum wird von Menschen (Individuen und sozialen Gruppen) produziert. Entscheidend ist die Betrachtung des Zusammenhangs zwischen täglichem Leben und Raum: gebaute Strukturen beeinflussen indirekt das alltägliche Leben der Menschen, aber auch Raum wird durch die Muster des täglichen Lebens und soziale Dynamiken transformiert.

Auch der (menschliche) Körper spielt in der Raumproduktion eine wichtige Rolle, v.a. bei der Anwendung einer relationalen Perspektive auf den Raum. Die Überlegungen zu Raum und Raumbegriff des französischen Philosophen Henri Lefebvre und der deutschen Soziologin Martina Löw sind zwei Beispiele für eine theoretische Auseinandersetzung mit einem relationalen Zugang und einer Verknüpfung der Thematiken Raum und Körper. Außerdem werden in den folgenden Unterkapiteln Silke Steets, Judith Butler und Setha Low und ihre Raum-Körper-Ansätze vorgestellt und diskutiert.

2.1. Lefebvres Produktion des Raumes.

Der französische Philosoph und Raumtheoretiker Henri Lefebvre gilt als einer der zentralen Vertreter der relationalen Sichtweise auf Raum. Er beschäftigte sich umfassend mit Raum, Stadt und Gesellschaft und deren Zusammenhängen. Der von ihm 1974 in „La production de l'espace“ eingeführte Begriff der Produktion des Raums wurde mittlerweile von vielen AutorInnen übernommen und hat auch teilweise Einzug in das Vokabular der Raumplanung gehalten.

„ „Den Raum produzieren“, das mag erstaunlich klingen, wie Lefebvre selbst einräumt. Doch er setzt diesen Begriff bewusst und proaktiv gegen die immer noch verbreitete Vorstellung, dass der Raum vor den „Dingen“ existiere, die ihn besetzen und erfüllen.“ (Schmid 2010: 203)

Für Lefebvre ist der Raum an sich betrachtet unendlich, form- und inhaltslos und die Raumproduktion immer in Kontext zu Raum, Kultur und Zeit (Epoche) zu sehen. „Now space 'in itself', defined as infinite, has no shape in that it has no content. It may be assigned neither form, nor orientation, nor direction.“ (Lefebvre 1991: 169) Lefebvre geht es nicht darum Raum zu beschreiben, sondern darum, seinen Produktionsprozess zu erforschen. Nicht die Dinge bzw. Elemente sollen untersucht werden, sondern soziale Beziehungen im Raum, wie auch AkteurInnen und Handlungen. Für Lefebvre sind folgende Elemente für das Verstehen des Produktionsprozesses entscheidend: „'Who produces?', 'What?', 'How?', 'Why and for whom?'“ (ebda.: 69)

Der Körper nimmt bei Lefebvre für diesen Prozess eine entscheidende Rolle ein:

„What, then, occupies space? A body – not bodies in general, nor corporeality, but a specific body, a body capable of indicating direction by a gesture, of defining rotation by turning round, of demarcating and orienting space.“ (ebda.: 169f.)

Ansatzpunkt ist also ein lebender Körper mit seiner affektiven Dimension. Lefebvre erwähnt Körperbewegungen, Orientierung und Gesten als wichtige Elemente und

greift damit den konkreten einzelnen Körper auf. Jeder Körper ist Raum und hat Raum (vgl. Lefebvre 1991: 170). Der Körper stellt die Basis als Erzeuger bzw. Produzent des Raumes dar (vgl. ebda.: 407, 384).

Lefebvre möchte Dualitäten überwinden, „[...] die Dualität von Subjekt und Objekt, von Geistigem und Materiellem, von mentalem und physischem Raum [...]“ (Schmid 2010: 205) und entwickelt ein dreidimensionales Konzept, das die bis dahin getrennten Begriffe des physischen, des mentalen und des sozialen Raumes zusammenführt. Schmid (2010) fasst die drei Dimensionen wie folgt zusammen:

- Die materielle Produktion: der wahrgenommene Raum / die räumliche Praxis
 „ „Raum“ hat einen wahrnehmbaren Aspekt, der sich mit den Sinnen erfassen lässt. [...] Es umfasst alles, was sich den Sinnen darbietet, also nicht nur sehen, sondern auch hören, riechen, tasten, schmecken. Dieser sinnlich wahrnehmbare Aspekt des Raumes bezieht sich direkt auf die Materialität der „Elemente“, die einen „Raum“ konstituieren.“ (ebda.: 317)

In jene Dimension der Raumproduktion fällt die menschliche Wahrnehmung und sinnliche Erfahrung, wodurch dieser Dimension eine sehr große körperliche Komponente zukommt. Über unsere Sinne stehen wir im Kontakt zu der uns umgebenden Umwelt und bauen dadurch eine affektive Beziehung zu ihr auf. Entscheidend ist, dass Wahrnehmen nicht distanzierteres Betrachten meint, sondern wesentlicher Bestandteil jeglicher sozialer Praxis darstellt (vgl. ebda.). Der materiellen Produktion liegt dabei eine gefestigtere und angepasstere Dimension zu Grunde als der Bedeutungsproduktion.

- Die Wissensproduktion: der gedanklich konzipierte Raum bzw. die Repräsentation des Raums
 „Ein Raum lässt sich nicht wahrnehmen, ohne dass er zuvor gedanklich konzipiert worden wäre. Das Zusammenbringen der Elemente zu einem „Ganzen“, das dann als „Raum“ betrachtet oder bezeichnet wird, setzt eine gedankliche Leistung voraus, die mit der Produktion von Wissen verbunden ist.“ (ebda.)

Die gedankliche, sprich mentale Komponente der Raumproduktion ist ein entscheidendes Element, denn wie Schmid bereits zuvor im Zitat anspricht, kann die Wirklichkeit der räumlichen Praxis nur von einem mentalen Raum aus erfasst werden. Vor allem für Menschen, die mit Planungsaufgaben betraut sind, spielt diese Dimension eine wichtige Rolle, fallen doch Sprache und Diskurs, Karten, Pläne und Bilder darunter. „Die Repräsentationen des Raumes, d.h. der konzipierte Raum der Wissenschaftler, der Planer, der Urbanisten, der Technokraten, die ihn zerlegen und neu gestalten [...]“ (Lefebvre 1991: 48f., übersetzt nach Prigge 1991: 104) Diese Dimension ist mit Macht und Darlegung von eigenen Positionen verbunden. Die Repräsentation der Räume, also die Konzeption und Planung, haben einen signifikanten Einfluss auf die Produktion der Räume und sind stark an der ideologischen Untermauerung der Stadtplanung und -gestaltung beteiligt. Verbunden mit jener Dimension ist auch die Wissensproduktion, die nach dieser Vorstellung einem Wechselspiel aus körperlichen, räumlichen und gedanklichen Komponenten unterworfen ist. Dieses Wissen ist nicht „objektiv“ gegeben, sondern subjektiv produziert.

- Die Bedeutungsproduktion: gelebter oder erlebter Raum bzw. Räume der Repräsentation
 „Diese Dimension bezeichnet die Welt, wie sie von den Menschen in ihrer Alltagspraxis erfahren und erlebt wird. [...] Das Erlebte, die praktische Erfahrung, lässt sich durch die theoretische Analyse nicht ausschöpfen. Es bleibt immer ein Mehr, ein Rest, ein Residuum, in seinen Augen das Wertvollste, ein Unausprechliches und Unanalysierbares, das sich nur mit künstlerischen Mitteln ausdrücken lässt.“ (Schmid 2010: 317)

Diese Dimension beinhaltet erneut körperliche, subjektive und affektive Elemente. Das individuell Erlebte und die persönliche Erfahrung spielen eine große Rolle bei der Raumproduktion, da dadurch Bedeutungen vergeben werden. Interessant ist, dass Lefebvre feststellt, dass über die Analyse nicht alles erfasst werden kann, dass stets ein Rest bleibt. Diese unanalysierbare, verborgene Dimension ist für ihn die wertvollste Kategorie. Der Bedeutungsproduktion von Raum wohnt Potenzial zu Re-

volution, Veränderung und Aufbruch inne. Über die Wechselwirkung zwischen konkret gelebten Alltagsmomenten und Visionen/Utopien ergeben sich Möglichkeitsräume, um gegen bestehende Ordnungen zu „rebellieren“. Dem Körper kommt dabei eine wichtige Bedeutung zu.

Entscheidend bei Lefebvres Konzept der Raumproduktion ist die Gleichzeitigkeit der drei Dimensionen: „Der Raum wird zugleich konzipiert, wahrgenommen und gelebt.“ (Schmid 2010: 208)

2.2. Löws Raumtheorie.

Martina Löw entwickelt ihre Theorie des Raumes aus einer soziologischen Perspektive. Ihre Position steht beispielhaft für den „spatial turn“ in den Geistes- und Sozialwissenschaften (vgl. z.B. Archiv des Ortes 2017). Ausgangspunkt für Löws Raumtheorie ist, dass „Raum [...] eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern [ist].“ (Löw 2012: 154) Entscheidend ist das Miteinbeziehen des Menschen in das Verständnis von Raum.

„Menschen als Bestandteile einer Raumkonstruktion weisen dabei die Besonderheit auf, daß sie sich selbst platzieren und Platzierungen verlassen. Darüber hinaus beeinflussen sie mit Mimik, Gestik, Sprache etc. die Raumkonstruktionen.“ (ebda.: 155)

Auch Löw unterstreicht hier die entscheidende Rolle der körperlichen Dimension in der Raumkonstruktion. Neben den beiden „Bausteinen“ (soziale Güter und Lebewesen) ist die Beziehung zwischen diesen Elementen relevant, wodurch der Raum-begriff als relationaler Raumbegriff bezeichnet wird. Auf die körperliche Dimension geht Löw weiters an folgenden Stellen ein:

„Auch der Mensch kann in seiner Körperlichkeit ein Element der Konstitution sein und ebenfalls als Raum begriffen werden, zum Beispiel wie in dem Vorschlag von Elisabeth Grosz (1992) als relationale (An)Ordnung von Organen, Muskeln, Fleisch etc.“ (Löw 2012: 157)

Löw betont dadurch den in sich relationalen Charakter der körperlichen Dimension, auch wenn das erwähnte Körperverständnis noch stark vom Dualismus Geist – Körper geprägt ist und den Körper auf seine körperlichen Komponenten (Organe etc.) reduziert. Auch die nächste Textstelle unterstreicht dieses Körperverständnis, auch wenn ergänzend zum relationalen Körperinneren die relationalen körperlichen Beziehungen zur Umgebung thematisiert werden:

„Dem Körper kommt [...] in mehrfacher Hinsicht eine wesentliche Bedeutung zu. Erstens sind Menschen körperlich in der Welt. Mit dem Körper bewegen und plazieren [sic!] sie sich. Zweitens steuert der körperliche Ausdruck sowohl die Platzierungen als auch die Synthesen anderer. Der Körperausdruck sowie seine Wahrnehmung sind dabei durchzogen von den Strukturierungsprinzipien Klasse und Geschlecht. Der Körper steht somit im Zentrum vieler Raumkonstruktionen.“ (Löw 2012: 179)

Für Löws Raumverständnis ist der menschliche Körper also entscheidend. Die Verknüpfungsleistung und das Platzieren streicht sie dabei besonders heraus:

„Räume entstehen also nur erstens dadurch, daß sie aktiv durch Menschen verknüpft werden. Dabei verknüpfen Menschen nicht nur Dinge, sondern auch (selbst aktiv in das Geschehen eingreifende) andere Menschen oder Menschengruppen. Somit gehen zweitens mit der Entstehung von Räumen meistens Platzierungen einher.“ (ebda.: 158)

Löw unterscheidet zwei Prozesse der Raumkonstitution: Spacing und Syntheseleistung. Beide Prozesse, also Spacing und Syntheseleistung, laufen in der alltäglichen Raumkonstitution gleichzeitig und prozesshaft ab, können aber analytisch unterschieden werden (vgl. ebda.: 158ff.).

- Spacing (materielle Raumproduktion) ist das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen, sowie symbolischen Markierungen (z.B. Sich-Positionieren gegenüber anderen Menschen, Bauen von Häusern ...) in Relation zu anderen Platzierungen. Spacing beinhaltet sowohl den Moment der Platzierung, als auch die Bewegung zur nächsten Platzierung bei beweglichen Gütern oder Menschen.

- Syntheseleistung (mentale Raumproduktion) fasst die Wahrnehmungs-, Vorstellungs-, Abstraktions- und Erinnerungsprozesse zusammen, durch die Menschen und soziale Güter zu Räumen gruppiert werden.

Syntheseleistung als das Abstrahieren von räumlichen Prozessen ist gerade für die Planung interessant, da die Syntheseleistung nicht sofort in ein Spacing münden muss. Auf dem Papier werden Objekte zu Räumen verknüpft, welche in ein weiteres Handeln leiten können, aber nicht in ein sofortiges Spacing. Im Prozess des Planens werden zwei Prozesse gleichzeitig synthetisiert. Der/die PlanerIn sitzt im Büro, zeichnet Entwürfe, plant Prozesse (Bedeutungsproduktion), die einen anderen Raum betreffen und synthetisieren (mentale Raumproduktion).

„Man plant einen Raum [...] und platziert sich dabei in einem anderen Raum [...]. Dabei geht auch dieser Platzierung eine Syntheseleistung voraus. So ist man an der Konstitution zweier Räume beteiligt, ohne daß die Wahrnehmung des einen mit der Konstitution des anderen übereinstimmt.“ (Löw 2012: 160)

Die alltägliche Raumkonstitution ist laut Löw von folgenden Dimensionen geprägt: „die routinierten Bahnen des Handelns, die strukturelle Dimension, der Einsatz des Körpers, der Habitus, die Veränderungspotenziale, die Bedeutung von Symbolik und Materie, [...] die Konstitution von Orten und die Herausbildung von Atmosphären.“ (ebda.: 161) Raum wird durch Handeln hergestellt, durch Spacing und Syntheseleistung. Handeln im Alltag ist durch Wiederholungen und Routinen geprägt und auch die Konstitution von Räumen ist repetitiv. „Räume werden in Routinen immer wieder auf die gleiche Weise hergestellt. Viele Routinen werden von Kind an gelernt, so daß Menschen ein praktisches Bewusstsein über die Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Konstitution haben.“ (ebda.: 166) Alltägliche Handlungen sind repetitiv und passieren meist ohne groß darüber nachzudenken, da ein Set an gewohnheitsbedingten Handlungen entwickelt worden ist, auf das zurückgegriffen werden kann und hilft den Alltag zu gestalten. Auf diese Routinen kann man sich auch bei Irritationen oder unbekanntem Situationen verlassen. Außerdem fungieren sie als wichtige Dimension um soziale Prozesse zu verstehen. Durch Routinen wird

das eigene Handeln habitualisiert, gesellschaftliche Strukturen werden reproduziert. „Routinen vermitteln Sicherheiten und „Seinsgewissheit“.“ (Löw 2012: 163)

Löw bezieht sich auf Anthony Giddens' (1988) Unterscheidung in diskursives und praktisches Bewusstsein:

- Diskursives Bewusstsein ist alles, was der Handelnde in Worte fassen kann.
- Praktisches Bewusstsein ist das körperliche und emotionale Wissen, auf das Handelnde ohne bewusste Reflexion, sprich ohne sprachliche Kommunikation, im Alltag zugreifen.

Ergänzt werden die beiden Dimensionen durch das Unbewusste, also verdrängte Motive des Handelns. Raumkonstitution passiert im Alltag meist aus einem praktischen Bewusstsein, kann aber durch Nachfragen oder Reflexion (Gründe für das Handeln können erläutert werden und es kann auf das Handeln steuernd Einfluss genommen werden) ins diskursive Bewusstsein übertragen werden (vgl. Löw 2012: 161f.). Interessant ist diese Überlegung zur Raumkonstitution v.a. aus PlanerInnen-Sicht und der Doppelrolle PlanerInnen und „Alltagsmensch“. Im Alltag geschieht die Raumkonstitution aus einem praktischen Bewusstsein heraus, aber wahrscheinlich mit deutlich mehr diskursivem Bewusstsein durch die raumbezogene Arbeit. Löw (2012) führt mit dem Bezug auf Giddens ein sehr dualitär geprägtes Verständnis von Bewusst – Unbewusst an und unterstreicht damit, das von ihr bereits angeführte stark vom Dualismus Geist – Körper geprägte Körperverständnis. Diskursives und praktisches Bewusstsein werden getrennt, wodurch diskursives und körperlich-emotionales Wissen und das Unbewusste als drei unterschiedliche „Bereiche“ definiert werden.

2.3. Steets' Architektursoziologie.

Silke Steets ist Soziologin und beschäftigt sich in ihrer Habilitationsschrift mit der Frage, wie sich der Mensch die gebaute Umwelt aneignet, sprich „die Übernahme der gesellschaftlichen Deutung der Welt in das eigene subjektive Bewusstsein und in den individuellen Körper“ (Steets 2015: 241) und formuliert einen Vorschlag für eine wissenssoziologische Architekturtheorie. In Bezug auf meine Diplomarbeit finde ich ihre Beschäftigung mit dem Thema eigener Körper, Sinnstiftung und Wahrnehmung der Umgebung und das Wechselspiel zwischen eigenem Körper und Umgebung/Architektur relevant. Steets bezieht sich auf den Soziologen und Philosophen Schütz und dessen Leib/Körper Verständnis:

„Mit Leib / Körper bin ich gleichzeitig erlebendes Subjekt, Mittelpunkt meiner *durée*, von der aus ich die Welt wahrnehme (und damit im phänomenologischen Sinne Leib), und ich bin mir ein Ding der raum-zeitlich gegliederten Außenwelt (und damit Körper).“ (Steets 2015: 78)

Damit wird das Zusammenspiel zwischen eigener (phänomenologischer) Wahrnehmung und der Wahrnehmung der eigenen Körperlichkeit aus Außenperspektive angesprochen. Auch die geistige Komponente des Denkens nimmt eine wichtige Rolle ein:

„Meine lebendige Gegenwart, mein unmittelbares Spüren und Erleben kann ich zwar nicht zum Was meines Denkens machen, aber das alles hat einen Einfluss auf das Wie meines Denkens. Daraus folgt, dass das Wie meines Denkens beziehungsweise mein reflektierendes Zugreifen auf die Welt eine körperlich-leibliche Dimension hat.“ (ebda.: 77)

Steets geht also davon aus, dass der Körper Mittelpunkt eines jeden Wahrnehmungsprozesses der Welt ist und dass die körperliche Dimension in einer Beziehung zu geistigen Prozessen steht. „Aus dem Zusammenspiel von Körper/Leib und Bewusstsein entstehen schließlich – so meine These – subjektive und intersubjektive Strukturen der Weltorientierung sowie die Ordnung und Grenzen der Alltagswelt.“

(Steets 2015: 12) Steets geht davon aus, dass Sozialisationsprozesse und intersubjektive Interaktion die Grundlage für die Entwicklung der eigenen Identität darstellen. Das sozial angeeignete Vermögen zur Selbstreflexion fungiert als Basis für den reflexiven Umgang mit Dingen:

„Die körperliche, im Hin und Her von Druck und Gegendruck entwickelte Erfahrung ihrer Gegenständlichkeit bewirkt, dass sich der Mensch auch in die Rolle von Dingen hineinversetzen kann. Die Art wie er dies tut, das heißt als was er sich betrachtet, ist jedoch höchst variabel [...]“ (ebda.: 242)

Spricht jeder Mensch bewertet auf Grund seiner Sozialisation und Identität Dinge anders, wobei die Rolle von Affekt in diesen Dimensionen von Steets nicht aufgegriffen wird. Die spezifischen Relevanzen strukturieren die Art, wie wir mit Dingen umgehen und „die Art, wie wir mit Dingen umgehen, macht uns ein Stück weit zu dem, wer wir sind.“ (ebda.: 243) Daraus lässt sich ein zyklisches Verständnis von Identitätsbildung und unserer Interaktion mit Dingen und unserer (räumlichen) Umgebung schließen. Steets erwähnt eine doppelte Dialektik, zum einen das Wechselspiel zwischen Bewusstsein und Körper und zum anderen das Wechselspiel zwischen Internalisierung und Externalisierung. Subjektiver Sinn wird beispielsweise über die Einrichtung der eigenen Wohnung externalisiert; um Beziehungen zu Gebäuden und äußerer Umgebung aufzubauen, muss ich diese internalisieren.

„Um in einer Welt zu Hause zu sein, entwickeln wir Körpertechniken und Bewegungsformen ebenso wie wir lernen, die Sprache der Architektur unserer Gesellschaft zu verstehen. Durch Internalisierung werden gebaute Räume »stimmig« für uns; gleichzeitig prägen sie durch ihre räumliche Gliederung und Gestaltung unser Verhältnis zur Welt und zu unseren Mitmenschen.“ (ebda.: 13f.)

Die Dialektik von Bewusstsein und Körper stellt dabei die Basis dieser Prozesse dar.

„Die Dialektik von Bewusstsein und Körper bei der Aneignung von Architektur gründet in der Materialität derselben. Gebäude deuten einen bestimmten Ausschnitt der Welt, indem sie gleichzeitig unser Zusammenleben baulich-räumlich gliedern und indem sie zeigen, wie sie die Welt für uns deuten.“ (ebda.: 244)

Im Gegensatz zu den bereits vorgestellten theoretischen Auseinandersetzungen mit der Beziehung zwischen Körper und Raum, ist Steets' (2015) deutlich stärker phänomenologisch geprägt. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht der Körper mit Betonung seiner Leiblichkeit, dem Spüren und Erleben, der Wahrnehmung über die Sinne. Die Körperlichkeit fungiert als Ausgangspunkt für Reflexion, Herstellung von (räumlichen) Bezügen zu anderen Dingen, Identitätsbildung und Sinnstiftung. Steets (ebda.) führt Körper/Leib und Bewusstsein dennoch als getrennte Begriffspaare an, betont aber deren Zusammenspiel und definiert die Beziehung als dialektisch.

2.4. Butlers „Bodies in Alliance“.

Judith Butler (2011) beschäftigt sich in ihrem Artikel „Bodies in Alliance and the Politics of the Street“ mit der Verbindung zwischen Körper, öffentlichem Raum und politischen Protesten. Sie analysiert die Bedeutung von Körper bei „street politics“, und greift damit die Relevanz von spezifischen räumlichen Bezugspunkten für die relationalen Beziehungen zwischen Körpern und Körper und Raum auf. Dabei bezieht sie sich auf aktuelle politische Proteste, Demonstrationen und Versammlungen im öffentlichen Raum und betont, dass die versammelten Körper die Gemeinsamkeit dieser oftmals mit sehr unterschiedlichen politischen Hintergründen ausgetragenen Proteste sind: „[...] bodies congregate, they move and speak together, and they lay claim to a certain space as public space.“ (ebda.) Butler betont, dass die körperliche Versammlung auf einem gemeinsamen räumlichen Bezugspunkt, den Ort erst zu einem öffentlichen Raum macht, dass ein öffentlicher Raum also erst hergestellt werden muss, und definiert somit einen „embodied“ Ansatz von öffentlichem Raum. Auch in ihrem Verständnis nimmt die körperliche Komponente bei der Raumproduktion eine entscheidende Rolle ein. Butler streicht dabei auch den relationalen Aspekt zwischen unterschiedlichen Körpern und dem Raum heraus. „For politics to take place, the body must appear. I appear to others, and they appear to me, which means that some space between us allows each to appear.“ (ebda.) Sie spricht dabei den Raum an, der in der Aushandlung zwischen Körpern entsteht:

„No [sic!] one body establishes the space of appearance, but this action, this performative exercise happens only “between” bodies, in a space that constitutes the gap between my own body and another’s. In this way, my body does not act alone, when it acts politically. Indeed, the action emerged from the “between.”” (Butler 2011)

Dieses von Butler (2011) betonte „between“ findet sich auch bei Soja (1996) als „Thirdspace“, wo vermeintliche Grenzen aufgelöst werden:

„Everything comes together in Thirdspace: the subjectivity and objectivity, the abstract and the concrete, the real and the imagined, the knowable and the unimaginable, the repetitive and the differential, structure and agency, mind and body, consciousness and the unconscious, the disciplined and the transdisciplinary, everyday life and unending history.” (Soja 1996: 56f.)

Der relationale Aspekt ist auch entscheidend für die politische Dimension. Körper interagieren im Raum miteinander, wodurch eine „space of appearance“ (Butler 2011 nach Arendt 1998) entsteht, woraus sich eine politische Handlung ableitet. Butlers Artikel (2011) geht noch viel ausführlicher auf die politische Komponente ein, an dieser Stelle soll vor allem auf die Beziehung zwischen Körper und Raum fokussiert werden.

Butler (ebda.) erwähnt im Unterschied zu den bereits angeführten theoretischen Überlegungen konkrete räumliche Bezugspunkte und spezifische Handlungen („streets politics“, politische Proteste im öffentlichen Raum). Sie bricht die Geschehnisse auf die Körperlichkeit herunter, indem sie die versammelten Körper der Gemeinschaft als Ausgangspunkt für die Herstellung von öffentlichen Räumen definiert. Butler integriert in dem Zusammenspiel von Körper und Raum auch stark eine dritte Komponente, nämlich die politische Dimension. Diese politische Körperlichkeit kann herangezogen werden, um die Beziehung zwischen Affekt und Politik besser zu verstehen (mehr dazu vgl. Kapitel 3.5.).

2.5. Lows „Embodied Space“.

Setha Low kommt aus der Anthropologie und beschäftigt sich intensiv mit dem Zusammenspiel von Körper und Raum. In der Anthropologie wird der Körper in räumlichen Analysen oftmals ignoriert, was vor allem der Schwierigkeit des Dualismus subjektiver und objektiver Körper und der Unterscheidung in materielle und repräsentative Aspekte des Körperraums geschuldet ist. Dem gegenüber steht das Verständnis des „embodied space“, das die oftmals getrennten Dimensionen vereint:

„The concept of embodied space [...] draws these disparate notions together, underscoring the importance of the body as a physical and biological entity, lived experience, and a center of agency, a location for speaking and acting on the world.“
(Low 2003: 10)

„Embodied Space“ soll als Zugang dafür dienen, Raumproduktion über körperliche räumliche Orientierung, körperliche Bewegung und Sprache zu verstehen. Entscheidend für dieses Verständnis sind die lebensweltliche Echtzeit-Verankerung und die räumlich sinnlichen Erfahrungen der Individuen. „Embodied space is the location where human experience and consciousness takes on material and spatial form.“ (ebda.: 9)

Embodiment definiert Low, indem sie sich auf Csordas (1994) bezieht, als „indeterminate methodological field defined by perceptual experience and mode of presence and engagement in the world“ (ebda.: 12). Embodiment fungiert daher als unbestimmtes, vages methodologisches Feld, das durch sinnliche Erfahrung, Echtzeit-Präsenz und Begegnungen in der realen Welt definiert ist. Entscheidend bei diesem Verständnis ist, dass der Körper als wesentlicher Bestandteil räumlicher Analysen gesehen wird. Grundlage dafür ist ein theoretisches Verständnis von Körper und Raum, das einerseits praxisbezogen agiert, andererseits die Verbindungen zu größeren gesellschaftlichen Prozessen und Strukturen ermöglicht.

Dem Fokus auf die Verkörperung („embodiment“) – also der gegenseitigen konstitutiven Beziehung zwischen Ort/Raum und Körper – liegt ein Verständnis zu Grunde, dass eine physische Umgebung nicht ohne menschliche Wahrnehmung und alltägliche Nutzung/Erfahrung existieren kann, eingebettet in einen größeren politisch-ökonomischen Kontext, in dem die Individuen an bestimmten Orten agieren (vgl. Sen & Silverman 2014: 3).

2.6. Diskussion der Positionen & Zusammenfassung.

Wie die vorangegangenen Raumvorstellungen in Bezug auf den Körper gezeigt haben, ist der eigene Körper Ausgangspunkt jeglicher Raumerfahrung und Herstellung von „eigenem“ Raum, der von anderen Körpern, mit deren spezifischen Raumerfahrungen und hergestellten Räumen wiederum wahrgenommen und aufgegriffen wird. Die Gemeinsamkeit der vorgestellten Modelle liegt in dem relationalen Charakter der verschiedenen Dimensionen und in der Betrachtung von Körper, Handlung/Praxis und der Herstellung von Raum. Allerdings gibt es Abweichungen im Körperverständnis und der Betrachtungsebene des Körpers.

- Löw (2012) reduziert das Körperbild zunächst stark auf körperliche physische Elemente. Erst in Bezug zu Bourdieu und dessen Bewusstseins-Komponenten wird auch die geistige Dimension miteinbezogen. Allerdings bleibt die Betrachtungsart sehr dualistisch geprägt.
- Steets (2015) im Gegensatz dazu bezeichnet das Verhältnis Bewusstsein – Körper als dialektisch und stellt in Verbindung mit Externalisierung – Internalisierung eine doppelte Dialektik auf, in deren Spannungsfeld Raum hergestellt wird. Sie greift auch den Begriff Identität als entscheidendes Element der Bedeutungszuweisung und somit Interaktion mit der Umgebung auf.
- Lefebvre (1991) spricht sich deutlich für das Überwinden von Dualismen aus und bezieht sich in seinem dreidimensionalen dialektischen Raumkonzept auf

körperliche Sinneswahrnehmungen, mental konzipierte Räume und Wissen und das alltäglich Erlebte und Erfahrene, wobei er auch das Unanalysierbare, sprich eine Restdimension miteinbezieht. Er betont dabei die Gleichzeitigkeit der Dimensionen und die vielfältigen Abhängigkeiten und Beziehungen zwischen ihnen. Lefebvres' Körper- und Raumverständnis besitzt also demnach prozesshafte Elemente.

- Butler (2011) betont den relationalen Aspekt von Körpern untereinander und streicht das „between“ als wesentlichen Faktor heraus, wie durch diese körperliche Auseinandersetzung erst öffentlicher Raum entsteht. Sie nimmt v.a. Bezug auf die politische Komponente von Körpern im räumlichen Kontext.
- Low (2003) benennt die Beziehung zwischen Körper und Raum als „embodied space“, ein Begriff, der vor allem auch eine methodologische, analytische und inhaltliche Überwindung von vormals existierenden Dualismen forciert.

Ausgehend von einem Körperverständnis, das von „thinking through the body“ geprägt ist, ist ein prozesshafter und relationaler Raumbegriff entscheidend. Raum existiert nicht per se, er wird durch körperliche (Körper als Prozess verstanden) Erfahrungen hergestellt, wahrgenommen und geformt. Es besteht eine konstitutive Beziehung zwischen Menschen und ihrer physischen Umgebung. Die in Kapitel 1.3. aufgestellte Arbeitsdefinition des Körperverständnisses „thinking through the body“ kann im Kontext von Raum nun um folgende Komponenten erweitert werden:

- Körper (genaues Verständnis vgl. Kapitel 1.3.) als Ausgangspunkt jeder Raumerfahrung und Herstellung von Raum
- Stärkung der relationalen Komponente beider Begriffe
- Stärkung der Abhängigkeit der Begriffe
- erstes Thematisieren von Unbewusstem, „between“ und „Restkategorien“
- Aufgreifen einer politischen Komponente von Körper und Raum

3. Thematisieren von Affekt.

Nachdem in den vorangegangenen Kapiteln die Relevanz eines prozesshaften Körperverständnisses („thinking through the body“) herausgestrichen wurde, soll dieses im aktuellen Kapitel um die Dimension „Affekt“ angereichert und dadurch weiterentwickelt werden.

In den letzten Jahren ist ein Umdenken in Bezug auf das Thematisieren von Affekt und Emotion festzustellen, in der Wissenschaft generell, und im Speziellen auch nach und nach im Bereich der raumbezogenen Disziplinen (material turn, performative turn, affective turn). Emotionen und Affekt waren zwar bereits immer gegenwärtig in Forschungsarbeiten, allerdings meist nicht als offen dargelegtes Forschungsinteresse (vgl. Davidson et al. 2008: 2). Folgende Auflistung soll einen Überblick über mögliche Erklärungsfaktoren für dieses vermehrte Interesse an Affekt darstellen (vgl. Thien 2005 nach Williams 2001):

- Einfluss der kritischen Theorie (critical theory) und feministischer Debatten bezüglich Rationalität
- vermehrtes Interesse bezüglich Körper bzw. körperlichen Elementen: diskursiv (siehe Foucault), phänomenologisch (siehe Merleau-Ponty), hyper-real (siehe Baudrillard)
- Dominanz der Konsumkultur und der Kommerzialisierung von Emotionen (Aufmerksamkeitsökonomie siehe Franck oder Thrift)
- neue politische Debatten bezüglich Emotion, Affekt, passions, Verantwortung und Demokratie (siehe z.B. Mouffe)

Diese Liste stellt keinen Anspruch auf Vollständigkeit dar, sondern soll einen ersten Eindruck vermitteln, wie das gegenwärtige gesteigerte Interesse an Affekt als wissenschaftliches Forschungsgebiet und als Teil wissenschaftlichen Arbeitens erklärt werden könnte.

3.1. Abgrenzung der Begriffe Affekt und Emotion.

Die Verwendung der Begriffe Emotion oder Affekt wird zumeist getätigt, um auf das Gefühlte (im Gegensatz zu dem Gewussten), auf das im Hintergrund, das Unbewusste, hinzuweisen. Die Begriffe werden zum Teil synonym verwendet, teilweise auch noch mit dem Begriff Gefühl. Es gibt in der Literatur wenig Klarheit und Konsistenz bezüglich der Verwendung, Abgrenzung und Weiterentwicklung der Begriffe.

Eine Möglichkeit der Abgrenzung liefern Blackman & Cromby (2007):

- Gefühl: „*Feeling* appears as noun, verb and adjective but in most cases seems to refer to what we might term as elements of a phenomenal field, to that which is sensual, somatic, and lived or experienced through the body.“ (ebda.: 5) Gefühl bezieht sich in dieser Definition also eher auf das Phänomenologische, das durch den Körper mit den Sinnen Erlebte und Wahrgenommene.
- Affekt: „Where *feeling* is often used to refer to phenomenological or subjective experiences, *affect* is often taken to refer to a force or intensity that can belie the movement of the subject who is always in a process of becoming. Becoming is a concept that has been mobilized across humanities to refer to the subject's capacity to affect and be affected (Latour, 2004; Braidotti, 2002).“ (Blackman & Cromby 2007: 5f.) Affekt bezieht sich in diesem Fall nicht auf ein „Ding“, sondern eher auf den Prozess, der den menschlichen Körper gegenüber anderen menschlichen und nicht-menschlichen Körpern öffnet und in Handlungen sichtbar wird. Dieser Prozess fokussiert das „Unvollendete“, anstatt sich mit konstanten, sich nicht beeinflussbaren Einheiten zu beschäftigen. Der Begriff Affekt wird zum Teil auch verwendet, um sich von dem Fokus auf das einzelne Subjekt zu lösen (vgl. ebda.: 6).
- Emotion: „Emotions [...] are those patterned brain/body responses that are culturally recognisable and provide some unity, stability and coherence to the felt dimensions of our relational encounters.“ (ebda.) Emotionen stabilisieren

demnach die subjektiv erlebten Gefühle durch Praktiken des Ausdrucks, der Bewegung oder Sprache in kulturell normative Muster. Emotionen kommt somit eine ausgleichende und sicherheitsspende Wirkung in sozialen Beziehung zu (vgl. Blackman & Cromby 2007: 6).

Weitere Abgrenzungs- und Einordnungsversuche der Begriffe Affekt und Emotion sehen wie folgt aus:

Gutiérrez Rodríguez (2011) betont den relationalen Aspekt von Affekt: „Affects are energies that derive from encounters, not always conceivable in language, but sensed bodily.“ Der körperlich-räumliche Aspekt von Affekt wird hier herausgestrichen und betont, dass Affekt in Begegnungen stattfindet und nicht immer sprachlich fassbar ist. Der Fokus auf Affekt bezieht sich auf eine Wiederentdeckung von körperlichen Aspekten, Bewegung, Fühlbarkeit und Spontaneität. Emotionen im Gegensatz dazu beziehen sich laut Gutiérrez Rodríguez (2011) auf die kognitive Ebene menschlicher Gefühle: „While emotions address the cognitive level of personal feelings, affects engage with often “unspecified” energies, linked to our relational and social character as human beings.“ (ebda.) Während Emotionen spezifischer und definierter kognitiv zum Vorschein kommen, agiert Affekt breiter, offener, unspezifischer und in sozialer/relationaler Aushandlung. Emotionen bringen also Gefühle auf ausschließlich kognitiver Ebene und in kulturell normativen Mustern zum Ausdruck, Affekt beinhaltet eine Möglichkeit vormals getrennt betrachtete Ebenen als gemeinsamen Prozess zu sehen. Hardt (2007: ix) betont den vereinenden Aspekt in der Betrachtung von Affekt, da sowohl Körper und Geist (body und mind), das Innen und Außen, Vernunft und Leidenschaft (passion) und v.a. deren Zusammenspiel angesprochen sind.

„Affects requires us, as the term suggests, to enter the realm of causality, but they offer a complex view of causality because the affects belong simultaneously to both sides of the causal relationship. They illuminate, in other words, both the power to affect the world around us and our power to be affected by it, along with the relationship between these two powers.“ (ebda.)

In diesem Zitat wird deutlich, dass auch Hardt Affekt als den Emotionen übergeordnet betrachtet: Affekt fungiert als Bindeglied, um verschiedene vormals eher als getrennte Sphären betrachtete Prozesse gemeinsam zu denken. Emotionen sind dabei ein Aspekt, der bei der Betrachtung von Affekt von Interesse ist – neben beispielsweise körperlichen Empfindungen und unbewussten „Ausbrüchen“. So meint auch Thrift (2007: 221): „Emotions are everyday understandings of affects (such as the Western folk model that understands emotions as introspective sensations) constructed by cultures over many centuries and with their own distinctive vocabulary and means of relating to others.“ Affekt im Gegensatz dazu „refers to complex, self-referential states of being, rather than to their cultural interpretation as emotions or to their identification as instinctual drives“ (ebda. 2009: 80). Während Emotionen kulturell tradiertes Auffassen und Interpretieren von Affekt und externen Eindrücken darstellen, soll Affekt zunächst als Zustand reines Seins aufgefasst werden.

Der kurze Ausschnitt zeigt bereits, dass es zahlreiche Affektkonzepte gibt. Die Gemeinsamkeit der Affekt-Begriffe lässt sich in der Körperlichkeit als Ausgangspunkt finden. Dem Körper wird eine spezielle Kraft zugewiesen und Affekte als bedingt durch die Körperlichkeit betrachtet (vgl. Dirksmeier & Helbrecht 2013: 67). An dieser Stelle möchte ich auf Grund der Körperzentriertheit von Affekt auf das Verständnis von Körper im Sinne von „thinking through the body“ verweisen (siehe Kapitel 1.3. & 2.6). In diesem Zusammenhang plädiert Hasse (2010) für die Benutzung des Leibbegriffs im Kontext von Affekt, da Affekte nicht mit dem materiellen Körper, sondern mit dem subjektiv erlebten Leib in Verbindung stehen (vgl. ebda.: 71).

Eine weitere Gemeinsamkeit lässt sich in dem relationalen Aspekt des Affekt-Begriffs finden. So wird Affekt als „intra- und intersubjektive Kraft“ (Dirksmeier & Helbrecht 2013: 68) beschrieben.

„Affekt fungiert als ein ontologisch gegebenes und beobachtbares Phänomen, das als intrinsische Qualität eines Subjekts und dessen Körpers sowie als kollektive oder atmosphärische Kraft, die außerhalb des Körpers operiert, zu denken ist.“ (ebda., in Bezug auf Seyfert 2012: 28)

Neben der intrasubjektiven Dimension wird dabei auch die soziale Komponente von Affekt angesprochen. Affekt kann von Mensch zu Mensch übertragen werden, wodurch „Affektketten“ (Dirksmeier & Helbrecht 2013: 67) entstehen, die affekt-hafte Atmosphären entstehen lassen (vgl. Anderson 2009). Das bis jetzt angeführte Verständnis von Affekt zeigt, dass „Affekte [...] wesentlich für die Auseinandersetzung der Menschen mit ihrer physischen wie sozialen Umwelt [sind].“ (Dirksmeier & Helbrecht 2013: 67)

Der Fokus auf Affekt generiert eine konzeptionelle Sprache, um verkörperte Subjektivität zu behandeln (vgl. Hemmings 2005). Somit erscheint mir für meine Diplomarbeit die gegenwärtige Affektforschung in den Sozial- und Kulturwissenschaften einen geeigneten Ansatzpunkt für die Verknüpfung von Raumplanungsarbeit und dem Subjektiven, dem Emotionalen, dem Körperlichen, sprich dem Affektiven zu bieten, weshalb eine nähere Betrachtung des Affekt-Begriffes im folgenden Teil stattfindet.

3.2. Einblicke in die gegenwärtige Affektforschung.

Aktuell scheint es gewissermaßen Trend zu sein, sich mit den Themen Affekt und Emotion auseinanderzusetzen. In den Sozial- und Kulturwissenschaften wird von dem „affective turn“ als Reaktion auf den „discursive turn“ und der damit einhergehenden Fokussierung auf Sprache als Ausdrucksmittel gesprochen. Es wird eine vermehrte Miteinbeziehung des Körpers, der Subjektivität, der Empfindung eingefordert (vgl. Blackman & Cromby 2007: 8). „What is clear from this project of expansion across disciplinary boundaries is that the ontology of subjectivity becomes a pressing concern. The question of how to understand the performative force of subjectification, if one moves beyond discourse, social and linguistic determinism, directs us to areas that have not been central to critical psychological inquiries.“ (ebda.) Wie aus diesem Zitat hervorgeht ist das Miteinbeziehen von Subjektivität und affektiven Themen eine Disziplinen-übergreifende Herausforderung und be-

wegt sich zwischen kritischer Psychologie, Kultur- und Sozialwissenschaften und Urban Studies und soll über die Grenze von diskursiven, sprachlichen Dimensionen hinausschauen.

Seit den 1990er Jahren wird das Thema Affekt in verschiedenen Disziplinen aufgegriffen (siehe z.B. Planungsansätze communicative turn und performative turn, mehr dazu in späteren Kapiteln), angetrieben von kulturwissenschaftlichen und feministischen Arbeiten. Aus den feministischen Theorien wird der körperliche Fokus und aus den kulturwissenschaftlichen und den queer theory Arbeiten wird der Fokus auf Emotionen herangezogen und versucht in der Beschäftigung mit Affekt zu vereinen. Affekttheorien thematisieren zum einen "the minds' power to think" und zum anderen "the body's power to act" (Hardt 2007: ix). „The perspective of the affects, in short, forces us constantly to pose the problem of the relationship between mind and body with the assumption that their powers constantly correspond in some ways.“ (ebda.) Durch das Fokussieren auf Affekt ist man gezwungen sich mit dem Verhältnis von körperlichen und geistigen Prozessen auseinanderzusetzen. Die vermeintlich existierende Trennlinie zwischen diesen Prozessen wird dadurch hinterfragt. Das Plädoyer für „thinking through the body“ und die Auflösung von Dualismen (siehe Kapitel 1.2.) kann durch das Betrachten von Affekt inhaltlich und methodisch umgesetzt werden.

Je nach Forschung wird ein unterschiedlicher Fokus gesetzt, bzw. besteht eine unterschiedliche Auffassung von Affekt. Zum einen besteht ein thematisches Interesse an Affekt für viele sozialwissenschaftliche Forschungen. Alltägliche Erfahrungen, Routinen, Gefühle, Erinnerungen etc. werden dadurch zurück ins wissenschaftliche Interesse gerückt.

„The turn to affect is mainly a stimulus to expand the scope of social investigation. It leads to a focus on embodiment, to attempts to understand how people are moved, and what attracts them, to an emphasis on repetitions, pains and pleasures, feelings and memories. [...] The advantage of affect is that it brings the dramatic and the everyday back into social analysis.“ (Wetherell 2012: 2)

Zum anderen bedeutet die Hinwendung zu Affekt für zahlreiche ForscherInnen auch mehr als reines thematisches Interesse und v.a. eine wissenschaftstheoretische und methodologische Neuausrichtung. „It signifies a more extensive ontological and epistemological upheaval, marking a moment of paradigm change.“ (Wetherell 2012: 2f.) In diesem Bezug wird der Fokus auf Affekt als Abkehr vom diskursiven Paradigma gesehen, das somit implizit als körperlos („disembodied“) dargestellt wird. Gerade in Hinblick auf Methodologie hat der affective turn große Auswirkungen. Das vermehrte Hinwenden zu anderen Systemen (sensorisch, haptisch, körperlich, performativ ...) und die Abkehr von rein diskursiven Methoden bringt zahlreiche theoretische und v.a. empirische Herausforderungen mit sich: „How can we engage with phenomena that can be read simultaneously as somatic, neural, subjective, historical, social and personal?“ (ebda.: 11) (näheres dazu vgl. Kapitel 9).

Allgemein ist gegenwärtig eine signifikante Trennlinie in den Affekttheorien zu erkennen, betreffend, ob Affekt körperlichen Empfindungen oder Kognition zuzuordnen ist (vgl. Knudsen & Stage 2015: 4). Die theoretische Positionierung ist entscheidend für das weitere empirische und methodische Vorgehen, deswegen soll im Folgenden auf diese beiden konträren theoretischen Ansatzpunkte eingegangen und im Anschluss meine Diplomarbeit in dem Feld verortet werden.

3.2.1. Affekt als Gegensatz zum Diskursiven und Kognitiven.

Massumi (1995), Thrift (2007) und Brennan (2004) fokussieren mehr auf Affekt als eine von außen kommende Stimulation, zuallererst den Körper betreffend. Erst im Anschluss ziehen sie die kognitive Dimension in Betracht. In diesem Verständnis wird Affekt als Gegensatz zu dem Diskursiven und dem Kognitiven gesehen, abgegrenzt von den „domestizierten“ Emotionen. „It [=affect] brings together a mix of hormonal flux, body language, shared rhythms, and other forms of entrainment to produce an encounter between the body (understood in a broad sense) and the particular event.“ (Thrift 2007: 236) Im Vordergrund steht dabei eine körperliche Komponente, Rhythmus und Bewegung zwischen Körpern.

Thrift (2007: 236) beruft sich auf Affekt als etwas "semiconscious", also als etwas zum Teil Unbewusstes, „[...] sensation that is registered but not necessarily considered in that thin band of consciousness we call cognition“ (ebda.). Dies betrifft also Gefühle, die wahrgenommen werden, aber eben nicht bewusst. Thrift bezieht sich auch auf Affekt als „a set of flows moving through the bodies of human and other beings“ (ebda.). Auch Brennan greift diesen Aspekt, des (unbewussten) Aussendens und Empfangens von körperlichen Informationen auf: der Mensch als „receiver and interpreter of feelings, affect and attentive energy“ (Brennan 2004: 87) Thrift bezeichnet diese Verbindung zwischen Menschen und ihrer Umgebung in Bezug auf Affekt auch als „affective contagion“ (Thrift 2007: 235), also als empathische Ansteckung. Durch Empathie erfolgt eine unbewusste Imitation des Gegenübers, was ein wesentliches Element der automatischen unbewussten Identifikation darstellt. Dieser Vorgang beinhaltet viele affektive Elemente, z.B. körperliche Nachahmung der Haltung des Gegenübers, emotionales Einfühlen, Aufnehmen von unbewussten Stimmungen ...

Thrift betont Automatismus als erklärendes Merkmal von Affekt:

„Generally speaking, affect is a semiconscious phenomenon, consisting of a series of automatisms, many of them inscribed in childhood, which dictate bodily movement, which arise from suggestion, and which are not easily available to reflection.“ (ebda.: 239f.)

Automatismen, die zum Teil aus der Kindheit herrühren, ausgeführt in körperlichen Bewegungen und Abläufen, sind dabei sehr schwierig zu reflektieren.

Massumis (1995) Verständnis von Affekt fokussiert auf ähnliche Merkmale: Körperlichkeit, in Kontakt treten mit anderen Körpern, gewisse Automatismen und Autonomie. „Massumi verortet den Affekt als einen dritten Begriff neben dem Körper und dem Bewusstsein, der beiden cartesianischen Kategorien nicht vollständig zugehört, aber dennoch mit beiden Seiten der Dichotomie verbunden ist.“ (Dirksmeier & Helbrecht 2013: 69) Massumis Aufsatz fungiert aber nicht als Begriffsbestim-

mung, sondern als Annäherung an den Affekt Begriff (vgl. Massumi 1995). Er spricht von Affekten als autonome Fähigkeiten von Körpern, mit denen sie mit anderen Körpern in Kontakt treten – sprich Affekt als unspezifische, unqualifizierte Intensität, die sich zwischen Körpern einstellen kann (vgl. Dirksmeier & Helbrecht 2013: 69).

Affekt ist in dieser Sichtweise ein prä- oder post-diskursiver Prozess.

3.2.2. Kritik an der Trennung Affekt – Kognitives.

Wetherell (2012), Butler (2011) und Blackman (2008, 2012) kritisieren diese Dichotomie, sprich die Trennung zwischen Körper und Kognition, Physischem und Psychologischem und dass dadurch Affekt als etwas Trennbares von den restlichen körperlichen und geistigen Prozessen gesehen wird. Es wird für ein inkludierendes, prozesshaftes Verständnis von Affekt und Körper plädiert. Außerdem wird nach einem pragmatischen und methodisch durchführbaren Zugang zu Affekt gestrebt. So sieht Wetherell (2012: 3) ihren Zugang als „pragmatic way of thinking about affect and emotion as a basis for social research, especially new empirical research“.

Sie plädiert für ein Verständnis von „affective practice“ (ebda.: 4) und sieht darin einen vielversprechenden Weg Affekt in empirischer Forschung sichtbar machen zu können. Sie argumentiert, dass der Begriff „practise“³ in den Sozialwissenschaften eine lange Tradition hat, sich aber dafür eignet, um ihn mit Dimensionen wie Relationalität, Fließendem und Ungewissem zu erweitern (vgl. Wetherell 2012: 4).

„Practice conjures forms of order but recognises their ‘could be otherwise’ qualities (Edwards 1997). Affective practice focuses on the emotional as it appears in social life and tries to follow what participants do. It finds shifting, flexible and often over-determined figurations rather than simple lines of causation, character types and neat emotion categories.“ (Wetherell 2012: 4)

56 ³ Practice: Dialektik zwischen System/sozialer Struktur und individueller Handlung (vgl. Dougherty 2004) Praxis: Praxisbegriff bei Lefebvre folgt der Definition aus der klassischen Dialektik und umfasst gesellschaftliche Tätigkeit und soziale Interaktion (vgl. Schmid 2010: 318)

Wetherell (2012: 4) sieht Affekt als „embodied meaning-making“ und damit als räumliche Bedeutungsproduktion, meistens verstanden als „human emotion“. Sie streicht drei wesentliche Elemente von Affekt heraus:

1. Affekt als kontinuierlicher Prozess (flowing activity) (vgl. ebda.: 12f.)

Affekt ist allgegenwärtig. Weil Affekt eine körperliche Komponente beinhaltet, kann er nie „abgeschaltet“ werden. „The flow of affect is located in the body but it is located, too, within the flow of ordinary life. It becomes part of social interactions, caught up in social business.“ (ebda.: 77f) Affekt ist als kontinuierlicher Prozess im Alltag („everyday life“) fest integriert. Neben der körperlichen Komponente ist Affekt auch in alltäglichen sozialen Situationen und Begegnungen verankert. Auch wenn Affekt nie „abgeschaltet“ werden kann, so kann sich die Intensität von Affekt verschieben. Wetherell betont die Verbindung von Rhythmus und Affekt, wiederkehrende Sequenzen, ein Auf- und Absteigen (vergleichbar mit einem Crescendo) etc. Wetherell spricht von den verschiedenen möglichen Zeitspannen von Affekt: einerseits kommt es durch intensives körperliches Erleben (z.B. bei Panikattacken) zu kurzen Ausbrüchen, andererseits kann Affekt auch in semi-kontinuierlichen Hintergrundgefühlen zum Ausdruck kommen (in diesem Fall länger andauernd, mal mehr im Fokus, mal weniger, mal intensiveres körperliches Erleben, mal weniger). Affekt wird also ein dynamischer, sich verändernder Charakter zugeschrieben (vgl. Wetherell 2012: 12f.).

2. Affekt als wiederkehrende Muster (vgl. ebda.: 13ff.)

Wetherell (ebda.: 13) betont, dass Affekt deutliche Muster zum Vorschein bringt bzw. „Störungen“ in existierenden Mustern/Strukturen und Routinen anzeigt (siehe z.B. Mouffe's political passion). Diese Ansicht steht im Widerspruch zu zahlreichen anderen Ansätzen in Bezug auf Affekt, die Affekt als störende Kraft und darin seine große Stärke sehen. Wetherell meint, dass dieses Verständnis von Affekt irreführend ist, denn „Affect is about sense as well as sensibility. It is practical, communicative and organised.“ (ebda.) In affektiven Praktiken werden Teile des Körpers (z.B.

Gesichtsmuskeln, Pulsfrequenz, schwitzende Hände, Region des Prä-frontalen Kortex) verknüpft mit Gefühlen und Gedanken, Handlungsmustern und Beziehungen, narratives und interpretatives Vermögen, mit sozialen Beziehungen, persönlichen Geschichten und dem Lebensstil. Diese verschiedenen Komponenten (alle mit ihrer eigenen Logik und ihren Abfolgen) interagieren miteinander und verschwimmen zu einem Ganzen. Für Wetherell ist die Analyse von Affekt untrennbar mit der Analyse von Mustern verbunden.

„Somatic, neural, phenomenological, discursive, relational, cultural, economic, developmental, and historical patterns interrupt, cancel, contradict, modulate, build and interweave with each other. [...] Different elements in an affective pattern can vary in their intensity and in their dominance in the whole.“ (Wetherell 2012.: 14)

3. Affekt und Macht (vgl. Wetherell 2012: 16f.): Als letzten Punkt führt Wetherell noch die Wichtigkeit der Thematisierung von Macht in Bezug auf Affekt an.

Wetherell (ebda.: 78) betont unter anderem die methodologischen Schwierigkeiten, Affekt im Moment zu erfassen und plädiert für eine Rückbesinnung auf Affekt als etwas „Natürliches“, „Selbstverständliches“. Jede/r besitzt ein umfangreiches, unbewusstes, unartikulierte Wissen über Affekt (in Bezug auf Einsatz, Kategorisierungen und Ableitung von sozialen Bedeutungen), auf das er/sie ständig in alltäglichen Begegnungen und Interaktionen zurückgreift.

„It is the nature of this ordinary, demotic, affective action – which typically proceeds with little meta-commentary, self-awareness or reflexive fuss – which now needs to be grasped. Indeed, it is this that disappears from view when cultural studies scholars or neuroscientists take up affect as topic, and turn it into something ‘excessive’, or into a phenomenon that can be studied in a brain scan.“ (ebda.)

Die Natur des Untersuchungsgegenstandes ist entscheidend für Methodenwahl und Konstitution der Analysewege und -mittel. Ein Verständnis von Affekt, bei dem der alltägliche und allgegenwärtige Charakter von Affekt und ein weitreichendes, unausgesprochenes, unbewusstes, alltägliches Wissen über Affekt betont

werden, verlangt nach Selbstreflexion anstatt dem Einsatz von Technologien (z.B. Gehirnschans) um Affekt zu erfassen. Wetherell fasst diese alltägliche, lebensnahe Dimension von Affekt als „situated activity“ zusammen, ein Begriff den sie von Goffman aufgreift (vgl. Wetherell 2012: 78). Sie sieht noch viel Entwicklungsarbeit in den Wissenschaften vor sich, um Affekt nach diesem Verständnis greifbar und analysierbar zu machen.

„Situating affective activity requires formative background conditions that are social, material and spatial as well as physiological and phenomenological; it demands collectivities who recognise, endorse and pass on the affective practise.“ (ebda.: 79)

Es geht darum, Affekt in Bezug auf „situated activity“ immer im Kontext zu betrachten, sprich die sozialen, materiellen, räumlichen, physiologischen und phänomenologischen Dimensionen miteinzubeziehen. „Situating“ betont das „Verräumlichen“ und Einbetten der Situation. Die Schwierigkeit besteht darin, dass alles so schnell vor sich geht, dass die bewusste Erfassung aller Informationen unmöglich ist: „Affective-discursive patterns happen so quickly that only some of what occurs is likely to become available to be re-coded in consciousness.“ (ebda.: 84)

Wetherell streicht neben der Wichtigkeit und der Schwierigkeit Affekt im Moment zu betrachten außerdem den relationalen Aspekt von Affekt heraus. Sie bezeichnet dies auch als „affective dance“ (ebda.: 87), sprich das persönliche Kreieren von Kontexten für andere und das Eingehen auf Kontexte anderer.

„The affective pattern is in fact *distributed* across the relational field and each partner's part becomes meaningful only in relation to the whole affective dance. [...] We create contexts for others as we act. Then, in reply, the other we have addressed orients to what is taking shape and remakes the context again.“ (ebda.)

Die Bedeutung aus Affekt zu ziehen ist also stets dialogorientiert und hat bestimmte Bezugspunkte, kann also mit Kommunikation bezeichnet werden. „Affective meaning-making [...] is dialogic and typically addressed as if to someone. It is a communication.“ (ebda.) Auch wenn keine andere Person real in der Situation involviert

ist, geht im Kopf der Person innerlich ein Dialog vorstatten, Gedanken springen vor und zurück und es entsteht eine Art Kommunikation, durch die Bedeutungen abgeleitet werden. „Affective-discursive patterns are crucial in part because they are the material from which people select and build more global subjective feelings of interactional and relational direction and thrust.“ (Wetherell 2012: 84)

Im ersten Moment wirkt die Aussage, dass Affekt als Kommunikation bezeichnet wird, irritierend, wird doch eigentlich immer wieder die vereinende Komponente von Affekt, und das Abkommen von rein diskursiven Betrachtungen in den Vordergrund gerückt. Wetherell beschreibt hier eine (pragmatische) Möglichkeit für die Forschenden Bedeutungen aus Affekt zu ziehen. Sie betont dadurch den relationalen Charakter von Affekt und versucht diesen greifbar zu machen. Allerdings ist das Vokabular „Kommunikation“, „Dialog“ etc. meiner Meinung nach nicht geschickt gewählt, impliziert es doch eine starke diskursive Ausrichtung. Besser wäre es, Affekt mit der Relationalität in unterschiedlichen Dimensionen (körperlich, geistig, diskursiv) zu beschreiben. Wetherell (2012: 129) betont gleichzeitig, dass die unbewusste Dimension von Affekt nicht in den Hintergrund rücken darf:

„It seems clear, too, that affective practice, like other forms of practise, rests on a large unarticulated hinterland of possible semiotic connections and meaning trajectories (build around the discursive, the visual, the tactile, etc.).“ (ebda.)

Es bleiben immer „Reste“, die nicht bewusst wahrgenommen werden und nicht ausgedrückt, erfasst und zugeordnet werden können. Dennoch stellen diese „Reste“ eine wesentliche Basis dar, um in momentanen Situationen Bedeutungen zuzuschreiben und sind somit wichtiger Bestandteil von Affekt.

Wetherell betont, dass ihr Ziel ist, dass es zu einem produktiveren Dialog zwischen den etablierten diskursiven Zugängen und den neueren Forschungsfeldern zu Affekt und Emotion kommt (vgl. ebda. 2013: 349). Aus diesem Grund schließe ich mich in meiner Arbeit Wetherells Verständnis von Affekt und ihrem pragmatischen empirischen Zugang bezüglich Affekt an. In dieser Arbeit wird Affekt nicht losgelöst

von allem Diskursiven und Kognitiven gesehen, was v.a. im Hinblick auf methodologische Zugänge größere Spielräume zulässt und inhaltlich das Auflösen von Dualismen weiter vorantreibt.

3.3. Begriffsschärfung Affekt.

Ausgehend von der Arbeitsdefinition des Körperverständnisses „thinking through the body“ soll an dieser Stelle eine kurze Rekapitulation und Schärfung des hier angewandten Verständnisses von Affekt erfolgen:

- Affekt als Prozess
- Körperlichkeit als Basis
- Affekt nicht losgelöst von diskursiven und kognitiven Dimensionen
- Affekt als intra- und intersubjektive Kraft (relationaler und sozialer Aspekt)
- Affekt wird in Handlungen sichtbar (siehe: Fokus auf Praktiken bei „thinking through the body“)
- Affekt ist allgegenwärtig, als Zustand des reinen Seins
- Affekt ist kontextabhängig
- Affekt als alltägliche, lebensnahe Dimension
- Affekt als Möglichkeit der Auflösung von Dualismen: inhaltlich (Körper – Geist, Innen – Außen, Bewusst – Unbewusst) und methodisch

Dieses Verständnis ist die Ausgangsbasis für das weitere Arbeiten mit dem Affekt-Begriff, welcher in den folgenden Kapiteln mit anderen Themenbereichen (Raum, Politik ...) konfrontiert wird.

3.4. Raum und Affekt.

Nachdem in den vorangegangenen Kapiteln schon ausführlich auf die relationalen Aspekte, einerseits von Raum, andererseits von Affekt eingegangen wurde, sollen die beiden Begriffe an dieser Stelle nun zusammengedacht werden. Ein relationales Raumverständnis inkludiert eine Miteinbeziehung von affektiven Dimensionen und körperlich-räumlichen Handlungen. Gutiérrez Rodríguez (2011) nennt z.B. Besetzungen als sichtbares Zeichen von Affekt und dessen räumliche Manifestation (siehe auch Butler 2011). Ihrem Verständnis nach betont Affekt den sozialen und relationalen Aspekt der menschlichen Wesen. Affekt ist Träger von Bedeutungen, welche einen räumlichen Bezug haben (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2011).

„Affects are not ‘automatically’ oriented to a person, nor are they intentionally interwoven into a matrix of meaning. Yet they do carry meaning as they work through emotions and feelings, they are diffuse and unstructured immediate bodily (re-)actions to energies, sensations and intensities that are not always clearly located in a person, but dispersed in space.“ (ebda.)

Gutiérrez Rodríguez bezieht sich dabei in ihrem Verständnis von Affekt auf Massumi und betont, dass Affekt über den kognitiven Rahmen von Emotionen hinausgeht und sich auf die unstrukturierten und verstreuten affektiven Qualitäten von menschlichen und nicht-menschlichen Begegnungen bezieht, die einen räumlichen Bezug haben. „They [affects] emerge in the coming together of bodily reactions and transmission of feelings, leaving an imprint on a subject’s body or environment and at the same time reflecting these sensations to other bodies.“ (Gutiérrez Rodríguez 2011) Auch hier findet sich wieder eine doppelseitige Beziehung: Affekt formt Raum und Raum hat Einfluss auf Affekt. Raum ist immer Träger von historischen und sozialen Botschaften, Reaktionen, Gefühlslagen und Intensitäten – und damit spielt Affekt für die Raumproduktion eine wichtige Rolle.

„Affects [...] are not free-floating energies. They emerge in a space delimited by a concrete historical and geo-political context, structured by inequalities. Our affects

act and react in this context, bearing traces of the materiality that they transcend through their energy, but in which they remain embedded through their context of emergence." (Gutiérrez Rodríguez 2011)

Affekt und dessen Ausdruck muss immer eingebettet in die Umgebung betrachtet werden, bestehende Machtverhältnisse (historisch, sozial, kulturell, räumlich) spielen dabei eine wichtige Rolle.

In seiner Non-Representational Theory beschäftigt sich Thrift (2007) auch mit Raum und Affekt und legt seinen Fokus kurz gesagt auf „the geography of what happens“ (Thrift 2007: 2). Lorimer (2005) beschreibt das Forschungsinteresse etwas ausführlicher:

„[...] focus falls on how life takes shape and gains expression in shared experiences, everyday routines, fleeting encounters, embodied movements, precognitive triggers, practical skills, affective intensities, enduring urges, unexceptional interactions and sensuous dispositions...which escape from the established academic habit of striving to uncover meanings and values that apparently await our discovery, interpretation, judgment and ultimate representation.“ (ebda.: 84)

Räumliche Aspekte werden unter dem Licht von alltäglichen Erfahrungen und Begegnungen, körperlichen Bewegungen, praxisbezogenen Handlungen, unerwarteten Interaktionen, unbewussten Einflüssen etc. betrachtet, wodurch die herkömmliche wissenschaftliche Denkweise in Frage gestellt wird. Der Fokus auf Affekt beinhaltet ein Verständnis, dass „the world is made up of billions of happy or unhappy encounters, encounters which describe a ‘mindful connected physicalism’ consisting of multitudinous paths which intersect“ (Thrift 1999: 302). Es geht also um Begegnungen, die räumlich verortet und mit gewissen Gefühlslagen verbunden sind. Daraus entsteht ein Netz aus einer Vielzahl an Pfaden, die sich kreuzen, sich überlagern und Raum produzieren. Öffentliche Räume können in diesem Verständnis auch als „Kreuzungen“ bezeichnet werden (Forschungen zu öffentlichen Räumen aus dieser Perspektive siehe z.B. Madanipour et al. 2014, Watson 2006).

Durch Affekt wird Raum in seiner Relationalität gestärkt und der Fokus auf das Hier und Jetzt gelegt. Vormalig wissenschaftlich „uninteressante“ Aspekte (alltägliche Routinen, spontane Begegnungen etc.) werden in den Mittelpunkt des Interesses gestellt und für die Raumproduktion als äußerst relevant erachtet.

3.5. Affekt und das Politische. Ein kleiner Exkurs.

Chantal Mouffe beschäftigt sich mit dem Zusammenspiel von Affekt, Leidenschaft (*passion*) und Politik. *Passion* wird dabei nicht mit Emotion gleichgesetzt: „Where emotion is an individual occurrence, passion serves as powerful and inevitable political tool: that of mobilising a common affect in a political domain. It produces an affective dimension that brings people together in collective identities.“ (Másešníková 2016) *Passion* wird als gemeinschaftlicher Affekt verstanden, der den kollektiven und parteiischen Charakter von politischen Aktivitäten zum Vorschein bringt. *Passion* generiert demnach eine Dimension von Affekt, die Menschen in kollektiven Identitäten zusammenbringt. Nach Mouffe ist *Passion* Voraussetzung für Demokratie und politischen Erfolg, weil dadurch Affekt mobilisiert wird, was wiederum für demokratische Repräsentation benötigt wird. *Passion* und damit Affekt nicht als Teil von Politik zu sehen, ist nach Mouffes Verständnis fahrlässig. *Passion* macht die agonistische, sprich kämpferische Dimension von politischen Aushandlungen sichtbar (wir/die anderen). Affekt spielt eine große Rolle für das Mobilisieren von Machtressourcen (vgl. Másešníková 2016).

Auch Thrift (2007) beschäftigt sich mit dem Zusammenspiel von Affekt und Politik. Er betont, dass Affekt immer ein Schlüsselement von Politik und politischen Aushandlungen gewesen sei. Aktuelle Entwicklungen allerdings lassen Affekt als ein besonders sichtbares Element im Politischen erscheinen (vgl. ebda.: 182ff.):

- veränderte Formen der politischen Aushandlung
- Mediatisierung der Politik

- neue (Sensor-)Technologien
- Gestaltung des öffentlichen Raums um politische Aushandlung (political response) zu bekommen, wodurch neue Machtverhältnisse produziert werden

Diese zwei kurzen Ausschnitte sollen einen kleinen Einblick geben, dass aktuell auch in der Politikwissenschaft (Mouffe) und in der Humangeographie (Thrift) das Thema Affekt und dessen politische Komponente eine entscheidende Rolle einnimmt. Es ist dabei keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit gegeben, die Zusammenhänge sind komplex und lassen sich nicht vereinfacht darstellen. Dennoch können durch diese beiden kurzen Ausschnitte Denkanstöße aus beiden genannten Disziplinen für die Raumplanung übernommen werden. Raumplanung hat stets auch politische Dimensionen (je nach Planungsverständnis und Aufgabenbereich werden diese offener bzw. verdeckter argumentiert) und ist in ihrer Wirkungsweise teils stark von politischen Entscheidungsebenen und damit von Affekt und Passions abhängig.

Während in den oben genannten Wissensfeldern das Thema Affekt vermehrt Beachtung findet, besteht in diesem Bezug in den raumbezogenen Disziplinen noch Aufholbedarf. Dieser These widmet sich das nächste Kapitel (siehe Kapitel 3.6.).

3.6. Affekt in raumbezogenen Disziplinen.

Die raumbezogenen Disziplinen, z.B. Geografie oder Raumplanung, haben und hatten Schwierigkeiten Emotionen, Gefühle und Affekt in ihre Arbeit miteinzubeziehen.

„The difficulties in communicating the affective elements at play beneath the topographies of everyday life have meant that, to greater or lesser extent, geography has tended to deny, avoid, suppress or downplay its emotional entanglements.“ (Bondi et al. 2005: 1)

Auch die klassische Raumplanung, mit der Erstellung von Flächenwidmungsplänen und der Klärung von Landnutzungsfragen, hatte stets den Leitgedanken nach rationalen Argumenten und objektiv zu handeln (mehr dazu in Teil II).

Erste Ansätze sich mit Affekt zu beschäftigen können in dem performative turn in der Stadtgeographie (urban geography) erkannt werden. Über den Begriff performance⁴ wird die Gegenwart mit ihren körperlichen, emotionalen, symbolischen und relationalen Aspekten in den Mittelpunkt gestellt. So definiert Thrift performance als "engineering of the moment" (Thrift 2003: 2021). Handlung ist demnach nicht ausschließlich praktisch und Regel-/Vorgaben-geleitet, sondern auch symbolisch, öffentlich und sozial/kommunikativ. „With its emphasis on practice accompanied by a symbolic and communicative dimension performance can help to analyze the affectivity of human action.“ (Dirksmeier & Helbrecht 2010: 40) Über diese Dimension von Performance kann Affekt also in Bezug auf menschliche Handlungen analysiert werden und der „event character of the human lifeworld“ (ebda.) in Erinnerung gerufen werden. Menschen agieren und reagieren im Hier und Jetzt, in der gegenwärtigen Situation über Affekt auf die Unregelmäßigkeiten und Spontanität der sozialen Umgebung, wodurch der konstruktive Charakter der Realität in den Vordergrund gerückt wird (vgl. ebda.: 41)

„The concept of performance provides for a theoretical idea, a methodological perspective, and a language which enables human geography to include the immaterial, subjective parts of human social perceptions (Latham and Conradson, 2003:1902).“ (Dirksmeier & Helbrecht 2010: 41)

Körper und Affekt werden mit dem Stadtraum in Verbindung gebracht und Wechselwirkungen untersucht. Interaktionen, Begegnungen, tägliche Routinen, Identität und Individualität werden in den Mittelpunkt des Interesses gestellt. Es wird betont, dass performatives Handeln immer körperliches Handeln ist, das sich auf umgebende Situationen bezieht. Durch die Betrachtung der subjektiven Wahrnehmung in Bezug auf die eigene Leiblichkeit und die räumliche Umgebung wird klar, dass performative Räume als „leibliche Erlebnisräume“ (Hasse 2010: 70) fungieren. Über den Rahmen von Performance wird das Plötzliche, das Unvorhergesehene, das Radikale, das Jetzt in den Fokus gerückt (vgl. Helbrecht & Dirksmeier 2012: 15).

Ähnlich wie bei der Affektforschung verlangt der Fokus auf Performativität nach einem angepassten wissenschaftlichen Vorgehen und bietet Raum, um neue Fragen bezüglich Alltagserfahrungen aufzuwerfen, die herkömmliche Ansätze nicht ausreichend behandeln können.

„By focussing on performance instead of representation, affects, emotions, and practices have become new foci in urban research. Due to modern technologies and the corresponding fragmentation of the social, performance and affect gain in importance in urban geography.“ (Dirksmeier & Helbrecht 2010: 41)

So viele neue Chancen und Ansatzpunkt durch die Fokussierung auf das Unbekannte, das Veränderliche, das Instabile auch entstehen, so sind doch v.a. die methodologischen Herausforderungen (wie auch bei der Affektforschung, vgl. Kapitel 9) der Grund dafür, dass performative Ansätze noch ein Schattendasein in raumbezogenen Disziplinen fristen. „[...] performance is an exiting but often – until now – mostly marginal theoretical tool in cultural urban geography“ (Dirksmeier & Helbrecht 2010: 40).

3.7. Affekt im Arbeitsleben.

Gutiérrez Rodríguez (2011) beschäftigt sich u.a. intensiv mit dem Thema Affekt in der Hausarbeit (Reinigungskräfte, Pflegepersonal, Hausangestellte etc.) und stellt Beziehungen zu historischen, (geo-) politischen, sozialen und wirtschaftlichen (Macht-) Zusammenhängen heraus. Auch wenn sich die Arbeit der RaumplanerInnen fachlich anders darstellt und anderen Machtgefügen unterworfen ist, können doch einige interessante Ansätze aus dem Artikel gezogen werden. Beispielsweise führt Gutiérrez Rodríguez (2011) den Begriff „affective value“ ein:

„Affective value in regard to use-value and exchange-value represents a “third category,” one that denotes the relational and societal character of human interactions. It focuses on the value produced through the energies, sensations and intensities of human encounters [...].“ (ebda.)

Neben dem klassischen Gebrauchs- und Tauschwert spielt eine dritte Kategorie im Arbeitsleben und so gesehen in der Wertschöpfung eine entscheidende Rolle. Der „affective value“ generiert sich aus den menschlichen Begegnungen, Stimmungen und Interaktionen. Affekt beinhaltet die eigene Reaktion auf Gefühlslagen anderer und kann als (unbewusste) Stimmungen zwischen ArbeitgeberIn und ArbeitnehmerIn oder zwischen KollegInnen verstanden werden. Der Wert dieser Dimension kann natürlich nicht wie Tausch- oder Gebrauchswert (monetär) bemessen und erfasst werden, was aber nicht bedeutet, dass er deswegen weniger bedeutsam wäre. Trotzdem wird der „affective value“ oft nicht wahrgenommen, und in seiner sozialen und kulturellen „Kodifizierung“ nicht in die Wertschätzung eingebracht, die es dem Wert entsprechend eigentlich bekommen sollte⁵ (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2011). Interessant ist diese Feststellung vor allem in Bezug darauf, dass es scheinbar in vielen Berufssparten unüblich ist, sich mit dem Thema Affekt zu beschäftigen – sogar in Berufen mit einem sozialeren/emotionaleren Selbstverständnis.

3.8. Zusammenfassung Affekt.

Ausgehend von den vorangegangenen Herleitungen der Arbeitsdefinitionen von Körper als „thinking through the body“ und Affekt, kann für die Arbeit als RaumplanerIn folgende Bedeutung abgeleitet werden:

- Raum wird durch das „thinking through the body“ Körperverständnis und Affekt in seiner Relationalität gestärkt.
- Der Fokus wird bewusst auf das Hier und Jetzt gelegt (durch die Komponente des lived und feeling body und die allgegenwärtige, alltägliche und lebensnahe Komponente des Affekt-Begriffs). Dadurch werden vermeintlich „uninteressante“ Dinge wie Routinen, spontane Begegnungen raumrelevant und können in den Mittelpunkt des Raumplanungsinteresses gestellt werden.

- Affekt ist auch mit dem Mobilisieren von Machtressourcen verbunden. Da Raumplanung immer auch politische Komponenten beinhaltet, darf Affekt auch in Bezug darauf nicht vergessen werden.
- Über die Festsetzung eines „affective value“ kann eine Wertschätzung von Stimmungslagen, affektiven Momenten im Arbeitsleben erfolgen, anstatt nur den Gebrauchs- oder Tauschwert der Arbeitsleistung zu sehen.

Die Ausgangslage für die weitere Diplomarbeit und das empirische Arbeiten stellt sich wie folgt dar: Affekte „gibt“ es. Sie sind ein Phänomen der sozialen Welt und über Bewegungen und Situationen zwischen ForscherIn und ForschungspartnerInnen beobacht- und erlebbar.

Im zweiten Teil der Diplomarbeit werde ich nun das Planungsverständnis und das Selbstbild der Raumplanung und der RaumplanerInnen über den Wandel der Zeit darstellen und mit den im ersten Teil angeführten körperlichen und affektiven Dimensionen konfrontieren. Dadurch möchte ich fehlende Schnittstellen ausfindig machen und herleiten, um anschließend über die empirische Herangehensweise einen Versuch zu unternehmen, körperliche und affektive Dimensionen in das Verständnis von Raumplanung zu integrieren und den Mehrwert einer solchen Betrachtung aufzuzeigen.





Teil II. Planungsverständnis in der Raumplanung.

4. Wandel im Planungsverständnis.

In diesem Kapitel soll dem Planungsverständnis innerhalb der Disziplin Raumplanung und dem Selbstverständnis im Berufsbild nachgegangen werden. Wie wurde und wird Planung gesehen? Welche Aufgaben hatte und hat die Raumplanung zu erfüllen? Welches Selbstbild hatten und haben die Planenden? Welche Auswirkungen gingen und gehen damit einher?

Das Selbstverständnis als PlanerIn muss immer im Kontext von gesellschaftlichen Entwicklungen, AkteurInnenstrukturen in der jeweiligen Region und auch der Ausbildung (welche Bilder von Planung einem vermittelt werden) gesehen werden. Das Planungsverständnis liegt dabei unter dem Einfluss von Planungstheorien und Planungskultur. Es gibt keine einheitliche Definition von Planung, so spricht Keller (2006: 352) auch von einer „Grenzenlosigkeit des Planungsbegriffs“. Die Definition des Begriffs Planung ist immer kontextabhängig (d.h. vor allem raum- und zeitgebunden). Über Planungstheorien können u.a. die Rollen von PlanerInnen in der Gesellschaft sowie deren professionelles Selbstverständnis besser verstanden werden und Werthaltungen und Leitbilder von PlanerInnen dargelegt werden. Ausgehend vom rationalen Planungsmodell, das in der Nachkriegszeit im westlichen Raum so dominierte, dass es bis heute seine Schatten auf die Planungspraxis wirft, soll der Frage nachgegangen werden, welches Selbstverständnis der Raumplanung heute zu Grunde liegt.

4.1. Der Ausgangspunkt. Das rationale Planungsmodell.

Lange Zeit wurde das Verständnis von (Raum-)Planung mit Rationalität gleichgesetzt. Diese Sichtweise beginnt in der Anpassungsplanung (1860-1900), führt weiter in der Auffangplanung (ca. 1900-1960) und findet ihren Höhepunkt in der Entwicklungsplanung („comprehensive planning“) (ca. 1960-1980) (vgl. Hamedinger 2013). Vor allem zwischen 1945 und 1970 wurde dieser Planungsansatz in der westlichen

Planungspraxis so dominant, „dass westliche Planungsmethodik mit dem rationalen Planungsmodell gleichgesetzt wurde“ (Schönwandt 2002: 15). Die Erwartungen an Planung waren zu diesen Zeiten umfangreich. Durch Planung schien alles lösbar, „there are no problems, only solutions“ (Catton 1980: xiii). Man ging davon aus, dass Wissenschaft und Planung dazu da sind, die Welt zu verbessern. „In diesem Modell ist der Planer der „Fachmann“, der sich auf die „Objektivität“ fachlicher „Expertisen“ stützt, um das zu tun, was das Beste für „die Öffentlichkeit“ ist.“ (Schönwandt 2002: 15) PlanerInnen wurden einerseits als KünstlerInnen mit schöpferischer Leistung gesehen, andererseits als TechnikerInnen, als IngenieurInnen, als ExpertInnen für technische Verbesserungen (vgl. Hamedinger 2013). In der Auffangplanung kann auch der Beginn des Gott-Vater-Modells festgemacht werden (Siebel 1989). Der/die PlanerIn fungiert als fachlich kompetente/r WissenschaftlerIn, der/die auf der Basis von großen Datenmengen die Entwicklung von Räumen genau analysieren kann und nicht parteiisch, sondern wertneutral ist. In diesem Modell wird Planung nicht als politischer Prozess betrachtet, sondern als rational, absichtsvoll und prognostisch (vgl. Hamedinger 2013: 32). Man geht davon aus, dass die Steuerung der Entwicklung des gesamten Raumes möglich ist und dass Zukunft rational planbar ist. Dadurch wurde große Zuversicht in die Planung gelegt. Es wurde also „von oben herab“ für eine undifferenzierte Masse an „Betroffenen“ „rational“ von vorwiegend männlichen Planern geplant.

Rational bzw. rationale Entscheidungen können nach Meyerson und Banfield (1955) wie folgt definiert werden:

„By a *rational* decision, we mean one made in the following manner:

1. the decision-maker considers all of the alternatives (courses of action) open to him; [...]
2. he identifies and evaluates all of the consequences which would follow from the adoption of each alternative; [...] and
3. he selects that alternative the probable consequences of which would be preferable in terms of his most valued ends.“ (ebda.: 314)

Dieser Ansatz geht von folgenden Komponenten aus: ein klar definiertes Ziel, eine explizite Evaluation, ein umfangreicher Gesamtüberblick über Alternativen und Konsequenzen und eine Quantifizierung der Werte für mathematische Analysen (vgl. Lindblom 1959/1995: 36f.). Durch diese gegebenen Komponenten kann, so erweckt es den Eindruck, eine rationale, beste Lösung für das zu bearbeitende Problem gefunden werden. Der/die PlanerIn hat umfassendes Wissen, stellt Kausalitäten her (Ursache - Wirkung), kennt die Konsequenzen verschiedener Handlungsalternativen und kann auch alle relevanten Größen zur Ermittlung der besten Entscheidungsalternativen identifizieren. Nutzenmaximierung ist das angestrebte Ziel, Rationalität die dominante Handlungslogik (vgl. Hamedinger 2013: 32). Vor dem Hintergrund des Paradigmas der Objektivität (kritischer Rationalismus) werden komplexe, allgemeine Planwerke erstellt. Die Phasen des Planungsprozesses werden wie folgt eingeteilt (vgl. Schönwandt 2002: 31):

- Verstehen des Problems
- Sammeln von Informationen
- Analyse der Informationen
- Entwicklung von Lösungen
- Bewertung der Lösungen
- Ausführung
- Evaluation
- Modifikation, falls notwendig

Das alles passiert vor dem Hintergrund der Vorstellung eines rational handelnden, zumeist männlichen Menschen, „der Entscheidungen aufgrund verstandesmäßig nachvollziehbarer Überlegungen und Kriterien fällt.“ (ebda.) Die Zitate in diesem Kapitel zeigen, dass der Planende neben all den anderen Eigenschaften als „männlich“ definiert wurde: „der Fachmann mit seiner Expertise“. Ein differenziertes, vielfältiges Bild der Planungsverantwortlichen und deren Lebenseinstellungen fehlt. Das rationale Planungsmodell bezieht den Menschen mit seinen körperlichen und emotionalen Elementen, sprich Körper und Affekt, so gut wie nicht mit ein: Abwei-

chungen, Unvorhergesehenes, Spontanes, Interaktives etc. sind nicht Teil dieses Planungsverständnisses. Planung versucht genau diese „Störfaktoren“ zu beseitigen, indem nach einem klar strukturierten Leitfaden gearbeitet wird. Der/die PlanerIn ist dabei ExpertIn, der/die nach strukturierter Betrachtung der Sachlage die beste Lösung findet und in diesem Prozess keinerlei subjektiven Einflüssen ausgesetzt ist – dieses Verständnis von der Planung muss in der Praxis allerdings einer kritischen Überprüfung unterzogen werden.

4.2. Reaktionen auf das rationale Planungsmodell.

Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre häufen sich die kritischen Stimmen zu diesem positivistischen Planungsverständnis, das spezifische NutzerInnen-Fragen, Macht-Fragen und politische Dimensionen komplett ausklammert (vgl. Schönwandt 2002: 15). Vor allem Begriffe wie „objektiv“, „rational“, „Expertenwissen“ etc. werden stark beanstandet (vgl. z.B. Alexander 1984; Lindblom 1959; Mandelbaum et al. 1996; March 1978, 1982; Popper 1987; Simon 1968). „Die Vorwürfe an das rationale Planungsmodell lauteten deshalb: zu positivistisch, das heißt wissenschafts- und technikgläubig, ahistorisch und vor allem apolitisch.“ (Schönwandt 2002: 15) Diesem Zitat könnte man noch Vorwürfe in Bezug auf a-affektiv, a-subjektiv und a-performativ hinzufügen, da Körperlichkeit und relationale, subjektive Interaktionen keine Teile des Planungsverständnisses darstellen.

Schönwandt fasst die Reaktionen auf den Zusammenbruch des rationalen Paradigmas wie folgt zusammen (vgl. ebda.: 34f.):

- Rituelle Reaktion, sprich das Festhalten am rationalen Modell
- Vermeidungsreaktion, sprich das Vermeiden eines integrierenden Planungsmodells und Konzentration auf die Beschreibung des tatsächlichen Verhaltens der PlanerInnen

- Fluchtreaktion, sprich die Feststellung, dass das rationale Modell durch den Allgemeingrad (wie jedes andere Modell mit ähnlichem Allgemeingrad) unnötig ist
- Suchreaktion, wo nach anderen Erklärungsmodellen gesucht wurde. Die Ansätze lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen: (1) Handlungstheorien, Ethik und kommunikative Planungstheorien etc., die allgemein für die Planung relevant sind, allerdings nicht zwischen den einzelnen Teilaufgaben des Planens differenzieren. (2) Einzelaspekte des Planens stehen im Vordergrund, z.B. „Planung ist Kommunikation“ (Selle 1997: 40) bzw. Kombination von Einzelaspekten, die dann dualitär betrachtet werden.

Als Reaktion wurden im Laufe der Zeit eine Vielzahl an Modellen und Theorien entwickelt, die zu einer gewissen Unübersichtlichkeit führten, auch in Bezug auf Strukturfindung und Einordnung der verschiedenen Ansätze. Im Folgenden soll exemplarisch ein Ausschnitt aus entwickelten Modellen gezeigt werden, die v.a. auch einen wichtigen Anstoß zu einer Neuausrichtung des Selbstverständnisses und des Rollenbildes der PlanerInnen darstellen. Diese zum Teil theoretischen komplexen Modelle werden hier nun kurz im Überblick vorgestellt. Es besteht keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit und eine umfassende Beschreibung der Modelle, sondern es soll nur einen Eindruck von der Bandbreite an Sichtweisen in der Planungstheorie darstellen. Vorgestellt werden

(1) das Modell der Advokatenplanung, als einer der ersten Versuche die Planung, ihre Aufgaben und ihr Rollenbild neuauszurichten (vgl. z.B. Allmendinger 2009: 148; Schönwandt 2002: 18f.);

(2) das (neo)marxistische Planungsmodell (Critical Theory), das einen Erklärungsversuch liefert, warum an dem technisch-rationalen Bild von Planung festgehalten wird (Systemerhaltung) (vgl. z.B. Allmendinger 2009: 80f.; Schönwandt 2002: 20f.);

(3) das radikale Planungsmodell, das ein Lösen von klassischem Planungsdenken forciert (vgl. z.B. Schönwandt 2002: 26f.);

(4) das kommunikative Modell, oft beschrieben als aktuell dominantes Planungsmodell, das große Auswirkungen auf das Selbstverständnis als PlanerIn hat (z.B. neue Aufgabenbereiche, neues Verständnis von akzeptierten Wissensformen, neue Rollenbilder, neue Sichtweisen auf Planung) (vgl. z.B. Allmendinger 2009: 220f.; Schönwandt 2002: 23f.).

4.2.1. Modell der Advokatenplanung.

Das Modell der Advokatenplanung entstand Mitte der 60er Jahre in den USA als Reaktion auf die technokratische top-down Planung (vgl. Schönwandt 2002: 17). Entscheidende Neuausrichtung dieses Modells war es, „die Gesellschaft“ nicht mehr als homogene Gruppe zu denken, sondern als verschiedene Interessengruppen, die unterschiedlichen Zugang zu Macht und Ressourcen haben. Planung wurde politisch gesehen, Verteilungsfragen wurden zentral und als Aufgabenbereich der Planung anerkannt (vgl. ebda.: 18). Im Gegensatz zum rationalen Planungsmodell, wird hier anerkannt, dass PlanerInnen die politische Agenda festlegen, das Problem und die Begriffe definieren, mit denen die Lösungen des Problems gesucht werden sollten etc. Wie der Name schon sagt, soll dieses Modell angelehnt an das Rechtssystem praktiziert werden: „Ein Anwalt (Advokat, in diesem Fall der Planer) hilft den Schwächeren beim Durchsetzen ihrer Interessen gegen die Stärkeren.“ (Schönwandt 2002: 18) Vor allem das Werk von Paul Davidoff (1965) wird mit der Advokatenplanung verbunden „who argued for a deeply personal and highly political view of planning and planers“ (Allmendinger 2009: 148) Davidoff (1965) argumentiert gegen Neutralität und für das Offenlegen, welche Werte PlanerInnen dazu geführt haben diese oder jene Entscheidung zu treffen. Außerdem sollen PlanerInnen für Organisationen arbeiten, die passend zu ihren eigenen Werten sind (vgl. Allmendinger 2009: 154). Allmendinger (ebda.: 156) hinterfragt kritisch, wie wahrscheinlich es ist, dass Organisationen genau dieselben Werte teilen wie man selbst, insbesondere da Organisationen auch heterogen sind und sich außerdem die Frage stellt, wer die PlanerInnen bezahlt.

Ein Fortschritt dieses Modells ist es, dass über Werte und Normen, die der Planung zu Grunde liegen und Macht nachgedacht wird. In der Praxis kam es aber schnell zu einer gewissen Ernüchterung, da sich zeigte, dass die PlanerInnen selbst und deren Präferenzen eine richtungsweisende Rolle einnahmen, die in dem Modell aber nicht vorgesehen war (vgl. Schönwandt 2002: 18f.). So spricht Peattie (1968) von einem „Manipulatorenmodell“, da PlanerInnen vor allem die Punkte durchsetzten, die für sie selbst am nutzbringendsten waren und nicht die, die den BewohnerInnen am wichtigsten waren. „Da die Planer aus den zuständigen Ämtern kamen, waren sie nicht selten mehr an ihrer eigenen Karriere interessiert als an den Wünschen und Bedürfnissen ihrer Klienten – oft mit der Folge, dass sie die Bürger dazu anhielten, Konflikte mit der Planungsadministration zu vermeiden.“ (Schönwandt 2002: 19) Konflikte wurden also auch in diesem Planungsverständnis bzw. v.a. in der Planungspraxis als zu vermeidender Störfaktor gesehen.

Auch wenn das Modell in der Praxis eine Diskrepanz zwischen eigenem Nutzen und „Allgemeinwohl“ als öffentliches Ziel aufzeigt und somit die eigentliche Idee des Modells unterwandert, so ist das Modell v.a. auf theoretischer Ebene und in Hinblick auf Reflexion des Selbstverständnisses als PlanerIn sehr wirkungsvoll. So wurden zum ersten Mal subjektive Neigungen und Präferenzen von PlanerInnen-Seite angesprochen und thematisiert, wodurch PlanerInnen etwas „Menschliches“ bekamen. Auch Davidoff (1965) spricht explizit von einer sehr persönlichen Sicht auf Planung und PlanerInnen. Allmendinger (2009: 156) thematisiert in Bezug darauf dann den Konflikt zwischen eigenen, subjektiven Werthaltungen und Werthaltungen der Organisation, für die man arbeitet. Das Modell betont die politische Komponente von Planung und die Werthaltungen, die hinter Planung und Politik stehen. Affekt wird dadurch indirekt angesprochen: in der täglichen Begegnung mit „KlientInnen“, in der Aushandlung von Werten, in politischen Handlungen. Die Körperlichkeit der PlanerInnen und der Mehrwert von Affekt in der Planungsarbeit werden allerdings nicht thematisiert.

4.2.2. Das (neo)marxistische Planungsmodell/Critical Theory.

Das (neo)marxistische Planungsmodell entwickelte sich Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre in einigen „kapitalistischen“ Ländern als Reaktion auf (neo)marxistische Analysen der Beziehung zwischen Planung und kapitalistischer Gesellschaft und Prozessen (vgl. Schönwandt 2002: 20). Aus (neo)marxistischen Überlegungen heraus entwickelte sich die Critical Theory. Auch innerhalb dieses Ansatzes gibt es zahlreiche unterschiedliche Perspektiven (vgl. Allmendinger 2009: 80), an dieser Stelle soll die Grundidee dargestellt werden.

Die Rolle des Staates stellt das zentrale Element für das Verständnis von Planung dar, weil er ein „key nodal point in the network of power relations that characterise contemporary capitalist societies“ (Hay 1995: 156) ist. Der Staat fungiert als „*ideal collective capitalist position*“ (Allmendinger 2009: 85), Planung als Teil des Staates. In diesem Verständnis ist Planung eine politische Aktivität innerhalb des kapitalistischen Staates. Der/die PlanerIn ist nicht mehr ExpertIn, sondern „[...] Handlanger des Kapitals mit eher naiven Vorstellungen, was die eigenen politischen Möglichkeiten und die realen Machtverhältnisse angeht, in die er tief und nahezu unentrinnbar eingebunden ist.“ (Schönwandt 2002: 20) Das planerische Wissen, das als technisch und rational dargestellt wird, wird dabei ideologisch verwendet (vgl. Harvey 1985).

„Planning, as a part of the state, is presented in a complex different light to the apolitical and technocratic view of the systems and rational approaches. [...] planning potentially seeks to help sustain capitalism and even persuade people that it is acting on their behalf (through public participation, etc.), while in reality it is merely a façade for powerful interests.“ (Allmendinger 2009: 85f.)

Dieses Modell beinhaltet eine sehr kritische und geringschätzige Sichtweise auf PlanerInnen und ihre Funktionen: „Whatever their role or function, planners are perceived as dupes to the real functioning of capitalism, social reproduction and their role in it.“ (ebda.: 102f.) Diese Fokussierung auf vermeintlich rationale Planung wird von Verfechtern dieses Modells hinterfragt, da es das kapitalistische System unterstützt:

“[...] any rational order is one that is rational for social reproduction. Those who question such an order are accused of being ‘irrational’.” (Allmendinger 2009: 103) PlanerInnen werden dadurch angehalten, eigentlich zutiefst politische Fragestellungen in technischer Art und Weise darzustellen, um den geringsten Widerstand im System hervorzurufen. Auch wenn diese Vorgehensweise nicht auf alle PlanerInnen übertragen werden kann, so limitiert das kapitalistische System Handlungsspielräume: „[...] the fusion of technical planning and a necessary ideology (necessary to justify the technical view), according to Harvey, means that planners’ capacity to ‘understand’ and ‘act’ are limited.” (ebda., bezugnehmend auf Harvey 1985: 178)

Dieses Modell zeigt einen Erklärungsversuch, warum an der technokratischen Sichtweise an Planung festgehalten wird: Systemerhaltung und Systemunterstützung (PlanerInnen als Stabilisatoren gesellschaftlicher Ordnung und HerstellerInnen von sozialer Harmonie). Subjektives, Politisches, Körperliches, Emotionales wird „verleugnet“ und auf technisch-rationale Entscheidungen von PlanerInnen plädiert, was dieses Planungsmodell kritisiert. Die Critical Theory hinterfragt die politischen und ökonomischen Prozesse, in welche Planung eingebettet ist und möchte auf Probleme der Exklusion, Ungleichheit, Diskriminierung, Dominanz von Wirtschaftsinteressen zulasten des Gemeinwohls hinweisen (vgl. Sager 2012). Sager (2012) sieht einen Lösungsansatz darin, dass PlanerInnen mit externen AktivistInnen und deren Organisationen Allianzen bilden, um Druck auf „mächtige“ AkteurInnen im Planungsprozess ausüben zu können. Außerdem sollten Kriterien für „gute Pläne“ entwickelt werden, die dem neoliberalen System entgegenwirken.

4.2.3. Das radikale Planungsmodell.

Schönwandt (2002) beschreibt die zentralen Aussagen des Modells wie folgt: „Radikale Planer wenden sich [...] gegen die Dominanz des Expertenwissens; sie sind offen für das Lernen durch Handlungen oder Erfahrungen und erkennen den Wert des Wissens an.“ (ebda.: 26) Im Unterschied zu den bisherigen Planungsmodellen

agieren die PlanerInnen außerhalb traditioneller Planungssysteme und Einrichtungen (vgl. Schönwandt 2002: 26f.), wodurch sich auch das Rollenverständnis als PlanerIn entscheidend ändert:

„Radikale Planer übernehmen dabei eine neue Rolle, die ein verändertes berufliches Selbstverständnis darüber verlangt, was Planer tun, und was es heißt, ein Planer zu sein. Es geht um [...] eine neue professionelle Identität. Diese Identität schließt ein, dass der Planer, statt im Kontext seiner professionellen „Community“ zu arbeiten, seinen alten Status aufgibt und sich für die Benachteiligten einsetzt.“ (ebda.: 27)

Freiräume des Systems werden ausgenutzt, wodurch neue Methoden eingesetzt werden können, die Performativität in den Mittelpunkt stellen. Der Fokus liegt eher auf gemeinschaftlichen Aktionen, die dazu geeignet sind, um in kurzer Zeit konkrete sichtbare Ergebnisse zu erreichen. Dieses Planungsverständnis setzt voraus, dass der/die PlanerIn Teil der jeweiligen Gruppierung wird, anstatt sie nur als „KlientInnen“ zu sehen (vgl. ebda.). Dadurch ist er/sie als Person gefordert, sich auf die jeweilige Gruppe einzulassen. Die eigene Körperlichkeit fungiert dabei als Basis um Teil der Gruppe zu werden. Allerdings werden emotionale Schwierigkeiten und Herausforderungen dieses Vorgehens von Seiten der Planenden nicht thematisiert. Wie bereits angeschnitten, werden neue Wissensformen anerkannt, genauer gesagt Wissen durch Handlungen und Erfahrungen, etwa auch von Laien, wodurch indirekt körperliche und affektive Elemente in das Planungsverständnis miteinbezogen werden können.

Durch das Modell kommt es aber auch zu einer Verstärkung der Fronten („wir“ und „die anderen“) und zu einer Vereinfachung der Gegebenheiten („wir“ ist auch keine homogene Gruppe). In der Praxis verschwimmen diese Grenzen. Die Betrachtung von Affekt könnte dabei helfen vermeintliche Dualismen aufzuweichen.

4.2.4. Das Modell des sozialen Lernens & kommunikativen Handelns.

Auch hier gibt es nicht eine einzige Position bzw. Theorie zu diesem Modell, sondern unterschiedliche Nuancen (vgl. Watson 2008: 226f.). Das kommunikative Planungsmodell entstand in den 1970er/80er Jahren, angeregt durch Arbeiten von Forester und basierend auf dem Habermas'schen Konzept des kommunikativen Handelns. Durch dieses Modell sollte Planung weiterentwickelt, ihre Existenz gerechtfertigt und eine normative Basis geliefert werden (vgl. Allmendinger 2009: 220). Als Kritikpunkte am Modell werden allerdings Machtblindheit und die Tendenz neoliberaler Ideologien zu unterstützen angeführt (vgl. z.B. Flyvbjerg 1998; Reuter 2000).

Durch den „communicative turn“ in der Planungstheorie (Healy 1993), sprich einer hohen Resonanz der kommunikativen Planung, kam und kommt es zu einem verstärkten Einsatz von kommunikativen Instrumenten in verschiedenen Planungsprozessen. Das Modell stellt kommunikative Aushandlungsprozesse in der Planung in den Mittelpunkt des Interesses und geht mit einer Neuausrichtung des Selbstverständnisses als PlanerIn einher. Dieses Modell wird als aktuell oft beschriebenes und propagiertes Planungsmodell etwas genauer v.a. in der Betrachtung des Selbstverständnisses als PlanerIn im anschließenden Kapitel 4.3. behandelt.

Die Auflistung an Planungsmodellen samt kurzer Beschreibung und Reflexion in Bezug auf Affekt sollte einen Überblick über einen Ausschnitt an gegenwärtigen Planungsansätzen und -verständnissen liefern. „Zu den meisten dieser Modelle gehört eine eigene Kollektion von Methoden, Datenanforderungen, professionellen Fähigkeiten und Arbeitsstilen, genauso wie eine eigene institutionelle Umgebung. In der Praxis werden sie vielfach nebeneinander benutzt.“ (Schönwandt 2002: 29) In der Planungspraxis existiert demnach oftmals keine klare definitorische Zuordnung zu einem bestimmten Modell. In Arbeitsweisen, Methoden etc. finden sich oft ohne konkrete Deklaration Bruchstücke von Denkweisen aus dem rationalen Planungsmodell, obwohl es in der Literatur und Theorie bereits seit Jahrzehnten als überholt gilt.

4.3. Das kommunikative Planungsmodell.

Wie bereits im vorigen Kapitel angeklungen, gibt es aktuell nicht mehr das EINE vorherrschende Planungsmodell, trotzdem kann gerade in der Praxis festgestellt werden, dass vor allem das kommunikative Planungsmodell von vielen als „Problemlöser“ herangezogen wird. Deswegen soll hier ein kurzer Überblick über dieses Planungsmodell gegeben, Vorzüge und Schwachstellen dargestellt werden.

Allmendinger (2009: 220f.) betont, dass durch das kommunikative Planungsmodell die gesamte Basis der Disziplin in Frage gestellt wird, was natürlich Auswirkungen auf das Selbstverständnis als PlanerIn hat: „[...] how can you have a profession (whose raison d'être is the application of expert knowledge) if you argue that there is no such a thing as expert knowledge, only different opinions to be brought together?“ (ebda.) Diese ExpertInnen-Legitimation und die beratende (nicht entscheidende) Funktion als PlanerIn sind tief in der Psyche verankert und schwer aufzubrechen.

Als kritische Reaktion auf das elitäre ExpertInnen-Verständnis der rationalen Planungstheorie, sieht das kommunikative Planungsmodell die Elemente freie Rede und rationale Argumente als wesentlich, um Hierarchien und Machtgefüge zu überwinden (vgl. Richardson 2005: 344). Die Aufgaben der Planung liegen demnach unter anderem im Fragen stellen, im kritisch Zuhören und im Dialog gemeinsam lernen. Hier ist die Selbstreflexion als PlanerIn entscheidend⁶:

„Ihn interessiert, welche Geschichte zu einer Planung erzählt wird, weil dadurch nicht nur Sachzusammenhänge sichtbar werden, sondern auch die jeweiligen Machtverhältnisse. Auf diese Weise wird erkennbar, welche Planungsalternativen überhaupt möglich sind und wie sie sich gegebenenfalls umsetzen lassen.“ (Schönwandt 2002: 23)

Es wird deutlich, dass diesem Ansatz ein geändertes Verständnis von Wissen zu Grunde liegt – nämlich ein dynamisches Verständnis von Wissen und Lernen. Dadurch wird es auch attraktiv Wissen und Erfahrungen von BürgerInnen miteinzubeziehen und Partizipationsangebote zu offerieren. Das Rollenverständnis als Plane-

⁶ Mit den nicht gendergerechten Formulierungen in den Zitaten wird für mich sprachlich ein rein männliches Planerbild vermittelt, das zu meinen Vorstellungen deutlich kontrastiert. Ich möchte bewusst auch PlanerInnen gedanklich miteinbeziehen und miteinbezogen wissen.

rn ändert sich: statt wert-neutrale ExpertInnen-Rolle eine soziale selbstbestimmte Rolle, die sich an normativen, politischen Grundsätzen orientiert (vgl. Schönwandt 2002: 24) Die Planenden erhalten durch diese Sichtweisen neue Rollen, z.B. als ModeratorIn, als MediatorIn, als VermittlerIn.

„Die Betonung liegt weniger darauf, was Planer wissen, sondern mehr darauf, wie sie ihr Wissen gebrauchen und wie sie es verteilen; weniger auf ihrer Fähigkeit, Probleme zu lösen, und mehr darauf, wie man Debatten über bestimmte Themen eröffnet und führt. In diesem Planungsmodell geht es um Rede, Argument und das Schärfen von Aufmerksamkeit.“ (ebda.)

Die Schwächen dieses Ansatzes liegen weniger im Modell selbst, als am theoretischen Konzept von Habermas, auf dem dieses basiert: siehe Wahrheitskriterium, Eigendynamik von gruppenspezifischen Prozessen und Kritik am Konzept der „idealen Sprechsituation“. Wahrheit, Validität und Konsens sind in einem Diskurs dann gegeben, wenn folgende Punkte erfüllt sind:

- „ (a) Keine Partei, die vom Inhalt des Themas betroffen ist, sollte vom Diskurs ausgeschlossen werden.
- (b) Alle Teilnehmer sollten die gleiche Möglichkeit haben, Validitätsbehauptungen in einem Diskursprozess zu präsentieren und zu kritisieren.
- (c) Alle Teilnehmer müssen willens und in der Lage sein, Einfühlungsvermögen für jede Validitätsbehauptung einer anderen Partei zu haben und zu zeigen.
- (d) Bestehende Machtdifferenzen zwischen den Teilnehmern müssen neutralisiert sein. Und zwar so, dass diese Differenzen die Herstellung des Konsens nicht beeinflussen.
- (e) Die Teilnehmer müssen ihre Ziele und Intentionen offen darlegen und in diesem Zusammenhang auf strategische Handlungen verzichten (vgl. Flyvbjerg 1998: 88)“ (Schönwandt 2002: 25f.)

Durch diese Liste wird deutlich, dass der Ansatz in der Planungsrealität deutliche Grenzen hat. Es gibt keinen machtfreien Bereich. Habermas setzt einen idealisierten

Zustand (machtfreier Diskurs) voraus, ohne Wege zu definieren, diesen erreichen zu können. So wird die Beurteilung der Qualitäten einer Planung oft ausschließlich an das Angebot zur Partizipation geknüpft und nicht an die tatsächlichen Teilhabechancen (vgl. Stickler 2017: 9).

„Under what conditions does undistorted communication become possible? It becomes possible in the absence of domination, repression and ideology. These conditions generally do not exist in any interaction between state planners and the people they have dealings with; those who feel the effect of their policies.“ (Allmendinger 2009: 222)

Das Zitat zeigt, dass in der Praxis ein Zusammentreffen zwischen PlanerInnen und in Planungsprozessen Beteiligten ohne Machtunterschiede nicht wirklich möglich ist, geht es doch um Entscheidungen, die den Lebensraum von den BewohnerInnen betreffen, wohingegen PlanerInnen eher selten direkt im Alltagsleben von ihren eigenen Entscheidungen betroffen sind.

Affekt und Emotion werden in diesem idealisierten Diskurs völlig ausgeklammert. Obwohl kommunikativ, erscheint der Anspruch doch rational: jeder hat gleiche neutrale Möglichkeiten, jeder muss sich in seinen Emotionen zurückhalten, um die Argumente der anderen „rational“ bewerten und einordnen zu können.

Das kommunikative Planungsmodell und das zugrunde liegende theoretische Konzept von Habermas wurden vielfach diskutiert und in Hinblick auf unterschiedliche Thematiken kritisiert (z.B. in Bezug auf Demokratie und politische Gleichheit, Machtaspekte ...) (vgl. z.B. Flyvbjerg 1998; Flyvbjerg & Richardson 2002; Stickler 2017), auf die in dieser Diplomarbeit aber nicht näher eingegangen werden soll. An dieser Stelle soll ausschließlich die fehlende Miteinbeziehung von Affekt und körperlichen Aspekten in das Planungsverständnis hervorgehoben werden. So zeigen sich auch methodische Grenzen in Partizipationsprozessen. Diskursive Aushandlungen sind nicht allen möglich, körperliche und affektive Belange werden vernachlässigt.

4.4. Das Selbstverständnis der Profession im Wandel der Zeit.

Die Entwicklung des Berufsbildes und die Selbstwahrnehmung des Berufsbildes gehen stark mit der Frage einher, welche Rolle PlanerInnen selbst oder die eigene Profession spielen sollte und mit der Frage, welche Möglichkeiten man in der Realität vorfindet. Es geht um die Reflexion des Selbstverständnisses der Raumplanung: warum, wo, wie, von wem, mit wem und für wen geplant wird.

Die Geschichte des Berufsbildes PlanerIn ist mit Höhen und Tiefen verbunden – mit Höhenflügen zu Beginn (Planungseuphorie verbunden mit der Vorstellung alles kann von den Fachleuten perfekt geplant werden und mit dem Selbstvertrauen, dass der/die Planende „weiß, wo es lang geht“, siehe rationales Planungsmodell, Kapitel 4.1.) und einem tiefen Fall in den 70er Jahren, wo die Grenzen des Wachstums klar aufgezeigt wurden. In der PlanerInnenwelt regten sich große Selbstzweifel, die eigene Rolle wurde infrage gestellt. Eine Studie Anfang der 90er Jahre, die unter PlanerInnen in vier europäischen Ländern durchgeführt wurde (vgl. Keller et al. 1993), machte eine große Desillusionierung sichtbar. So wurde beispielsweise angemerkt, dass PlanerInnen statt „Schöpfer“ nun „Feuerwehrmänner“ sind, die nur noch für den „Reparaturbetrieb für eine ansonsten ungeplante Entwicklung“ zuständig sind (Selle 2015: 6). Nach wie vor zeigt sich anhand dieser Bezeichnungen eine stark männlich dominierte Sichtweise auf die Planung. Es ist von „Schöpfern“ und „Feuerwehrmännern“ die Rede, womit bestimmte Bilder und Erwartungen verbunden sind.

Die Disziplin der Raumplanung war (und ist laufend) großen Veränderungen unterworfen, wodurch auch das Rollenbild der Planung neu ausgerichtet werden muss. Der Einfluss, den die PlanerIn auf die Gestaltung der Stadt hat, wurde im Selbstverständnis deutlich relativiert. Man musste einsehen, dass noch zahlreiche andere Kräfte an der Gestaltung der Stadt mitwirken.

„Planer machen Pläne. Und in ihren Plänen sieht es so aus, als sei ihr Einfluss auf die Gestalt und Entwicklung der Stadt erheblich. Aber – Frage eins – entspringen die

Pläne allein den Köpfen „autonomer“ Planer, oder waren sie nicht viel mehr Ausdruck oder Interpretation der (ökonomischen, politischen etc.) Kräfte und Interessen, die in Wahrheit räumliche Entwicklung bestimmen? Und – Frage zwei – entwickeln sich die Städte nach diesen Plänen?“ (Selle 2015: 5)

Nach der vormals vorhandenen Planungseuphorie wurde erkannt, dass PlanerInnen in ihrem Berufsalltag keineswegs autonom agieren (wie vielleicht in manchem Selbstverständnis/Rollenbild herauszuhören ist), sondern an zahlreiche Vorgaben, Interessen, Anforderungen etc. gebunden sind – mit oft nur wenig inhaltlichen und gestalterischen Spielräumen. Das Zusammenspiel der AkteurInnen ist komplex.

„[...] komplex ist es sehr oft [...]: Hier gibt es eine Vielzahl von Herausforderungen, aber auch von umwelt-, wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Interessen, die zumindest von ihrem jeweiligen Standpunkt aus berechtigt sind. Es wird also sehr leicht unübersichtlich, chaotisch, unbeherrschbar – und somit zwangsläufig konfliktträchtig [...].“ (Hansmann 2017: 16)

Solche „unbeherrschbaren“ Zustände können Angst machen, es liegt also nahe sich auf „rationale“, „objektive“, „strukturierte“ Arbeitsweisen zu berufen, um das „Chaos“ in den Griff zu bekommen. Unübersichtliche Zustände werden in der Raumplanung fast ausschließlich als etwas zu Behebendes angesehen, wie auch ein Blick in eine aktuelle Ausgabe des „Raumdialog“ (Magazin für Raumplanung und Regionalpolitik in Niederösterreich, Nr. 2/2017) zeigt. Dort kommen verschiedene RaumplanerInnen aus der Praxis zu Wort und reflektieren über den Begriff „Planungsqualität“, wobei sich das dahinterliegende Selbstverständnis als RaumplanerIn ganz deutlich erkennen lässt: systematisches technisch korrektes Arbeiten, Lösungen finden und bewerten und eine „richtige“ Entscheidung treffen.

„Planungsgrundlagen müssen systematisch gesammelt und dokumentiert werden, Zielvorstellungen müssen formuliert und abgestimmt werden, Lösungen für unterschiedliche Nutzungsansprüche müssen erarbeitet und in Hinblick auf ihre Auswirkungen bzw. auf die Übereinstimmung mit den Zielvorstellungen bewertet werden.

Schließlich ist eine ausgewogene – die „Richtige“ – Entscheidung zu treffen und am Schluss der ganze Prozess den Planungsbetroffenen [...] zu präsentieren [...].“ (Pomaroli 2017: 4)

Knoll (2017) spricht auch von Rollenbildern im Planungsprozess: PolitikerInnen, JuristInnen, TechnikerInnen (ergänzt durch BürgerInnen, NGOs und Medien), die unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen haben. Er definiert Raumplanung als „naturwissenschaftlich-technische Disziplin“ (ebda: 9). RaumplanerInnen fungieren nach diesem Verständnis als TechnikerInnen, wobei mit diesem Begriff zwangsläufig ein bestimmtes Rollenbild verbunden wird, welches es dann schlussendlich auch zu erfüllen gilt. So beschreibt er weiter, dass die zwei Hauptaufgaben der Raumplanung einerseits die „technische Korrektheit der Aufbereitung der Plandokumente“ und andererseits die „fachliche Analyse und Prüfung möglicher Versagensgründe“ sind (ebda.). Die Disziplin der Raumplanung vergleicht er in diesem Kontext mit der Aufgabe als Schiedsrichter:

„Während die Raumplanung also quasi der Schiedsrichter in diesem Fußballspiel ist, sind die beteiligten ArchitektInnen oder LandschaftsplanerInnen die (hoffentlich) begabten Mittelstürmer, die innerhalb der Spielregeln bestmöglich kreative und elegante Treffer erzielen.“ (ebda.)

Auch wenn diese Fußball-Metapher nicht wirklich gelungen ist, zeigt sich doch recht deutlich, dass RaumplanerInnen in diesem Verständnis als neutrale, objektive, rationale Regel-Hüter agieren, die für Ordnung am Spielfeld, sprich unter den verschiedenen AkteurInnen, sorgen. Interessant ist auch, dass im Zitat von „der Raumplanung“ gesprochen wird, sprich intentionell und nicht personenbezogen, während alle anderen AkteurInnen personenbezogen titulierte werden.

Aktuell wird die Anforderung an das Berufsbild manchmal auch wie folgt definiert: „Spezialisten fürs Allgemeine“ (Selle 2015: 7) zu sein, sprich das Ganze im Blick haben, alle wesentlichen Elemente zusammentragen (um sie dann einem Abwägungsprozess zu unterziehen) ohne für jedes Detail kompetent und verantwortlich

zu sein. „Raumplanung steht für das Erarbeiten von grundsätzlichen, gemeinsamen Vorstellungen darüber, wie sich unser aller Lebensraum entwickeln kann und soll.“ (Pomaroli 2017: 5)

„Kurzum: Planerinnen und Planer nehmen – als Stimmen unter vielen – an einem ständigen Prozess der Auseinandersetzung um die Entwicklung in Stadt und Region teil [...]“ (Selle 2015: 7) Dieses Verständnis relativiert die Bedeutung von RaumplanerInnen im Planungsprozess und entspricht damit den aktuellen Gegebenheiten mehr als die vorangegangenen Höhenflüge der Disziplin. Interessant ist, dass durch das „eine Stimme unter vielen sein“ auch eine körperliche Komponente angesprochen wird. „Das ist eine große Anforderung, denn man muss zuhören und verstehen, um was es da geht, man muss die Aufgabe, die zu bewältigen ist, aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten sowie mit denen, die Belange und Interessen einbringen (könnten), kommunizieren können.“ (ebda.) Hier wird die Rolle des/der GesprächspartnerIn hervorgehoben – allerdings wird dies in einer recht neutralen und nüchternen Sichtweise getätigt. Wenn Menschen miteinander reden, dann geht es nicht nur um Inhalte und um Abwägungsprozesse, dann geht es um Sympathie, unbewusste Signale, Emotionen, Affekt, Macht. Die Betonung, dass PlanerInnen Menschen sind, die sich in einem ständigen Prozess der Auseinandersetzung befinden, findet sich äußerst selten.

„Es gibt keine Planung „per se“. Planung wird immer von Menschen gemacht, die bestimmte biologische und psychologische Eigenschaften besitzen, als Planende fast immer in Organisationen oder Kooperationen interagieren, in einem sozialen und kulturellen Umfeld leben und arbeiten und bestimmte Fähigkeiten, Fertigkeiten und Fehler beziehungsweise Restriktionen haben.“ (Schönwandt 2002: 36)

Dieses Zitat bringt es meiner Meinung nach gut auf den Punkt: jede/r Planende arbeitet mit seinem bzw. ihrem „Bündel“ an Fähigkeiten, Denkweisen, persönlichen Erfahrungen und prägenden Erlebnissen. Auch wenn es oberflächlich vielleicht scheint, all das hätte mit der eigentlichen Arbeit nichts zu tun, so prägt es sie doch entscheidend.

4.5. Zusammenfassung.

Das Selbstverständnis als PlanerIn muss immer im Kontext von gesellschaftlichen Entwicklungen, AkteurInnenstrukturen in der jeweiligen Region und auch der Ausbildung (welche Bilder von Planung werden einem vermittelt) gesehen werden. Lange Zeit wurde das Verständnis von (Raum-)Planung mit Rationalität gleichgesetzt, der/die PlanerIn war ExpertIn. Ein differenziertes, vielfältiges Bild der Planungsverantwortlichen und deren Lebenseinstellungen fehlten, Körper und Affekt, wurden so gut wie nicht mit einbezogen: Abweichungen, Unvorhergesehenes, Spontanes, Interaktives etc. sind nicht Teil dieses Planungsverständnisses. Planung versucht, genau diese „Störfaktoren“ zu beseitigen, indem nach einem klar strukturierten Leitfaden gearbeitet wird. In der Praxis muss dieses Verständnis von der Planung allerdings einer kritischen Überprüfung unterzogen werden. Im Gegensatz dazu sieht sich das Modell der Advokatenplanung als ein Plädoyer gegen Neutralität und für das Offenlegen, welche Werte PlanerInnen dazu führen diese oder jene Entscheidung zu treffen, wodurch erstmals Subjektives und Machtfragen, die mit Planung verbunden sind, thematisiert werden. Das (neo)marxistische Planungsmodell/Critical Theory zeigt einen Erklärungsversuch auf, warum nach wie vor an der technokratischen Sichtweise an Planung festgehalten wird: Systemerhaltung und Systemunterstützung. Das vermeintlich rationale Vorgehen der Planung wird vom Modell stark kritisiert, da es als Deckmantel der Wirklichkeit fungiert. Im radikalen Planungsmodell schaffen neue Freiräume außerhalb des Systems Möglichkeit zu anderen Methoden und Performativität. Allerdings werden in diesem Modell auch Trennlinien verstärkt („wir“ und „die anderen“), die über die Betrachtung von Affekt überwunden werden könnten.

In der aktuellen Planungspraxis wird vor allem das kommunikative Planungsmodell von vielen als „Problemlöser“ herangezogen, das über Partizipation gute Planungsergebnisse erzielen möchte. In der theoretischen Grundlage und der praktischen Umsetzbarkeit (machtfreier Diskurs ist nicht möglich) liegen allerdings große Schwächen. So fehlt beispielsweise auch die Miteinbeziehung von Affekt und körperlichen

Aspekten im Planungsverständnis. Diskursive Aushandlungen sind nicht allen möglich, körperliche und affektive Belange werden vernachlässigt.

Das Selbstverständnis als PlanerIn ist mit Höhen und Tiefen der Disziplin verbunden: von Planungseuphorie bis hin zu vielen Selbstzweifeln. Heute finden sich sehr unterschiedliche Zugänge, die (teils verdeckt) viele verschiedene Elemente beinhalten: Bild als TechnikerInnen, SpezialistInnen fürs Allgemeine, GesprächspartnerInnen in der Aushandlung etc. Vereinendes Element ist dabei der Faktor Mensch: der/die PlanerIn mit alltäglichen Raumerfahrungen, verkörperter Raumproduktion, spezifischen Lebenswelten und Emotionen, die allerdings kaum noch thematisiert werden. Das folgende Kapitel soll dabei aufzeigen, inwieweit diese Elemente bereits in der Disziplin Raumplanung thematisiert werden.

5. Emotion und das Subjektive in der Raumplanungs-Praxis.

In diesem Kapitel werden erste Annäherungen in der Raumplanungs-Praxis mit dem Thema Emotion und Subjektives aufgezeigt und reflektiert. An dieser Stelle wird bewusst der Begriff Emotion gewählt, da in diesem Themenbereich von der zitierten Literatur selbst von Emotion gesprochen wird. Affekt als offenerer und übergeordneter Begriff zu Emotion, der auch methodologische Neuausrichtungen forciert, hat in diesem Themenbereich noch keinen Einzug gehalten.

5.1. Humansensorik und räumliche Kartierung von Emotionen.

„The Urban Emotions approach figures out the use of new biostatistical and sensing technology to develop a new method set, that creates a new point of view to the “city as a body” and can be used in in urban planning processes.” (Zeile et al. 2015: 905)

Aktuelle Entwicklungen in der Stadt- und Mobilitätsforschung und -planung rücken die Wahrnehmung der BewohnerInnen/NutzerInnen mit Hilfe von sensorischen Erhebungen und Geodatenverknüpfung in den Mittelpunkt des Interesses. Dieser menschenzentrierte Ansatz möchte Informationen über bestimmte Emotionen in unterschiedlichen Kontexten mit Hilfe von technischen (Bio-Sensoren) und menschlichen Sensordaten (subjektive Beobachtung von BewohnerInnen) generieren. Ziel ist es, „das Wohlbefinden eines Menschen in seinem Umfeld objektiv zu messen“ (Zeile et al. 2013: 129). Der Mensch wird hierbei als Sensor seiner Umwelt verstanden.

Reaktionen auf ein bestimmtes Ereignis werden mithilfe von Methoden der Humansensorik⁷ aufgezeichnet, ausgewertet und präsentiert. Grundlage dieses Verständnisses von Emotionsmessung, ist die Tatsache, dass emotionale Reaktionen durch

92 ⁷ In Hinblick auf die vorgestellten Methoden ist eine kritische Diskussion bezüglich Ethik und Datenschutz unabdingbar, auf die allerdings an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden kann.

die Veränderung in der Aktivität des autonomen Nervensystems identifiziert werden können (vgl. Kreibitz 2010). Es wird davon ausgegangen, dass durch die Messung der physiologischen Parameter die mentale Belastung, also der Stress, ermittelt werden kann. Stress wird hier mit dem emotionalen Konstrukt der höchst negativen Emotionen „Ärger“ und „Angst“ gleichgesetzt (vgl. Bergner et al. 2011: 433). Durch die Verknüpfung mit Geodaten können diese Stresssituationen im Raum verortet werden. Vor allem im Kontext der hohen Smartphone-Verbreitung und Nutzung von neuen Medien ergeben sich zahlreiche Möglichkeiten, die räumliche Verknüpfung mit Emotionsdaten bietet neue Perspektiven für die räumliche Planung.

„Vereinfacht formuliert steht hiermit eine Methode zu Verfügung, die es erlaubt, Emotionen (im Raum) messen zu können [...]. Neben klassischen Messparametern wie der Temperatur können indirekte Messgrößen wie das persönliche Wohlempfinden – ermittelt durch ein Scoring der Hautleitfähigkeit und der Hauttemperatur – vor Ort gesammelt werden und durch die Sende- und Empfangsmöglichkeit mobiler Kommunikationsgeräte einem größeren Netzwerk oder Community zu Verfügung gestellt werden.“ (Zeile et al. 2013: 130)

Bergner et al. (2011) stellen zwei Forderungen „zur Messung und Feststellung unbeeinflusster Emotionen“ auf (Zeile et al. 2013: 131): „Die Aufnahme von (affektiven) Emotionen muss in Echtzeit und zu jedem Zeit-punkt [sic!] gewährleistet sein, um bestimmte Vorortsituationen identifizieren zu können. Die Messung darf den Betroffenen weder behindern noch stören, um die Erhebung kognitiv beeinflusster Emotionen zu verhindern.“ (ebda.)

Aktuell gibt es zahlreiche Forschungen in diesem Kontext, z.B. in Bezug auf die Messung der Barrierefreiheit von Infrastrukturen, die Orientierung und Leitwirkung auf Wegen, die Wahrnehmung von Angsträumen, Lärm als Störfaktor, Emotionen/Wohlbefinden im Fuß-/Radverkehr ... (vgl. z.B. Bergner et al. 2011; Dörrzapf et al. 2016; Nold 2009; Zeile 2010; Zeile et al. 2013). Noch ist von einem experimentellen Ansatz zu sprechen, dessen Einsatzbereiche vielfältig, aber noch nicht abschließend formuliert sind. So spricht Zeile et al. (2013) beispielsweise von viel Potenzial im räumlichen Monitoring (Vorher-Nachher-Vergleich).

Vor dem Hintergrund von Foucaults' Ausführungen zu biopolitics/Biopolitik muss der Humansensorik-Ansatz allerdings durchaus kritisch hinterfragt werden. Zielobjekt ist in diesem Zusammenhang nicht der einzelne individuelle Mensch, sondern dessen gemessene und aggregierte biologische Merkmale, wodurch Normen und Standards definiert werden (vgl. Lemke 2011: 5). „As a result, “life” has become an independent, objective, and measurable factor, as well as a collective reality that can be epistemologically and practically separated from concrete living beings and the singularity of individual experience.“ (ebda.) Über technologisches Überwachen und Sammeln von Daten wird Macht ausgeübt, indem über Standard, Normen etc. bestimmt wird. Das „Leben“ scheint messbar und objektiv - und wird dadurch von konkreten Lebenswelten und individuellen Wahrnehmungen komplett getrennt.

Auch in Bezug auf den zuvor erarbeiteten Affekt-theoretischen Ansatz (vgl. Kapitel 3) muss die methodische Herangehensweise kritisch reflektiert werden. Wetherell (2012: 78) spricht sich klar gegen einen Einsatz von Sensor-Technologien zum „Vermessen“ von menschlichen Reaktionen aus und plädiert für eine methodische Vorgehensweise basierend auf Selbstreflexion.

Im eben vorgestellten Urban Emotion Ansatz werden körperliche und emotionale Aspekte der Raumproduktion und des Raum-Erlebens thematisiert. Obwohl von einem menschenzentrierten Ansatz gesprochen wird, schwingt allerdings indirekt ein weitgehend rationales und technokratisches Planungsverständnis mit, was v.a. im Wording ersichtlich wird: „unbeeinflusste Emotionen“, „objektive Messung“. Emotion wird hier sehr technokratisch verstanden, der (emotionale) Einfluss der ForscherInnen auf die Durchführung und die Auswertung der Ergebnisse wird nicht behandelt. Während versucht wird körperliche und emotionale Aspekte der Raumproduktion und des Stadt-Erlebens von der BewohnerInnen/NutzerInnen-Seite zu thematisieren, werden Emotionen der ForscherInnen/PlanerInnen komplett ignoriert. Angesichts des Themas kann solch ein Vorgehen durchaus als bedenklich eingestuft werden, ist aber mit dem technokratischen Verständnis von Emotion zu erklären.

5.2. Emotionen in kommunikativen Beteiligungsverfahren.

Gegenwärtig kann bei kommunikativen Beteiligungsprozessen ein zweiseitiger Umgang mit Emotionen festgestellt werden:

Einerseits ist das Ziel oftmals, durch Partizipationsprozesse und Einbindung der BewohnerInnen/NutzerInnen, emotionale Bindungen zu dem Projekt und dadurch eine allgemeine positive Konnotation zu schaffen. Durch eine „frühzeitige“ Miteinbeziehung und Eröffnung von Gestaltungsmöglichkeiten soll das Projekt allgemein zugänglich gemacht werden und ein Zugehörigkeitsgefühl entstehen. Durch eine positiv-emotionale Kommunikation soll das Projekt „beworben“ werden.

Andererseits werden emotional geführte Debatten (z.B. verbunden mit Wut und Aggression) in solchen Prozessen oftmals als belastender „Störfaktor“ auf der Planungsseite empfunden. So wird z.B. in einer Tagesdokumentation des Landes Niedersachsens zum Thema Bürgerbeteiligung und Planungsverfahren folgendes Vorgehen beschrieben: „Das Team ist eine ganze Woche in Klausur gegangen. Insbesondere wurde das Team darauf vorbereitet, wie mit Provokationen, Zeitverschleppungsversuchen, sehr emotionalen Teilnehmern etc. umzugehen sei.“ (Bertelsmann Stiftung 2011: 27) Hier schwingt das „Ideal“ des kommunikativen Planungsverfahrens deutlich mit: sachlicher Austausch ist erwünscht, das „beste“ Argument setzt sich im Dialog durch. „Sehr emotionale“ Äußerungen werden als Störungen empfunden, auf deren Umgang gezielt vorbereitet und die als Herausforderung für die ModeratorInnen und beteiligten PlanerInnen gesehen werden. So ist der Umgang mit Emotionen in diesem Fall oftmals vor allem trainiertes Konfliktmanagement als Vermeidungsstrategie. Emotionen werden im besten Fall im Keim erstickt, um eine ungestörte (und harmonische) Kommunikation zu ermöglichen, und eine reibungslose BürgerInnen-Beteiligung „durchführen“ zu können. Dieser Ansatz vernachlässigt die produktiven Momente aus (emotionalen) Ausbrüchen, aus Störungen von Routinen.

Soziale und strukturelle Konflikte spielen in Diskussionen oft zusammen. Hansmann (2017: 16) definiert das insofern als problematisch, als dass er meint, dass strukturelle Konflikte nur auf der strukturellen Ebene gelöst werden können, allerdings oftmals auf der sozialen Ebene (Handlungsebene) ausgetragen werden. Auf der sozialen, also zwischenmenschlichen Ebene wird dadurch (unnötigerweise) eine emotional geführte Debatte und Eskalation hervorgerufen, die nicht zur (inhaltlichen, rationalen) Konfliktlösung beiträgt (vgl. ebda.). Erneut zeigt sich, dass emotional geführte Debatten als vermeidenswert deklariert werden. Die angeführte Trennung zwischen sozialen und strukturellen Konflikten ist in der Praxis nicht durchsetzbar. Hier wäre ein prozesshafteres Verständnis, ohne scharfe Trennlinien, und ein Miteinbeziehen von Affekt als produktives Element in Auseinandersetzungen anzustreben. Raumplanung bedeutet stets die Beeinflussung von Lebens- und Erfahrungsräumen von Menschen, da sind Emotionen legitim und gehören miteinbezogen - sowohl von PlanerInnen-Seite als auch von BewohnerInnen-Seite. Kommunikation ist weit mehr als rein diskursiv (siehe Körpersprache, Stimmungen, Unbewusstes), wodurch Affekt in kommunikativen (Planungs-)Prozessen eine wichtige Rolle spielt. Im Laufe dieser Arbeit möchte ich aufzeigen, dass das Miteinbeziehen von Affekt in kommunikativen Planungsprozessen einen Mehrwert für den/die PlanerIn selbst beinhaltet (vgl. Kapitel 12.7.) und wie affektbasierte Planung die (partizipative) Planungspraxis bereichern kann (vgl. Kapitel 13.2.).

Dies soll lediglich einen kurzen Einblick in das Thema geben und zeigen, dass emotionale Aspekte von Seiten der PlanerInnen auch in kommunikativen, also aus Aushandlungen und Kontakt mit Menschen bestehenden, Beteiligungsverfahren nicht wirklich offen und produktiv thematisiert werden.

5.3. Thematisieren der Emotionen von RaumplanerInnen.

„[...] emotions should not be perceived in a negative way. They are not chaotic forces. Instead, they fundamentally contribute to healthy human reasoning. In planning literature, emotions are frequently depicted as a problem for the planner, possibly because of the technical–rational tradition that is so strong in this discipline (for a critique, see Schön, 1983; 1987).“ (Ferreira 2013: 714)

Dieses Zitat fasst den gegenwärtigen Umgang mit Emotionen in der Arbeit der RaumplanerInnen sehr treffend zusammen. Wie bereits in Kapitel 4 dargelegt, hat die technisch-rationale Tradition der Disziplin nach wie vor große Auswirkungen auf das Verständnis und die Arbeit als PlanerIn. Baum (2015) kritisiert diese Sichtweise und meint, dass dadurch entscheidende Aspekte der persönlichen Erfahrung ignoriert werden:

„Thinking and interacting are planning’s methods. Insofar as planners confine themselves to thinking “rationally” about situations and design and insofar as they expect others to think only “rationally,” they will misunderstand important aspects of human experience and social activity and will wield limited purchase on conditions.“ (ebda.: 512)

Baum (ebda.) verknüpft effektives planerisches Arbeiten mit der Miteinbeziehung von emotionalen Aspekten von Seiten der PlanerInnen. Dieses Forschungsinteresse ist allerdings nach wie vor recht dürftig, so sind nur wenige empirische Studien zum Thema Einfluss von eigenen Emotionen auf die Arbeit als RaumplanerIn bekannt, die an dieser Stelle kurz vorgestellt werden:

- Baum (1983, 1987) bezieht sich auf die psychoanalytische Theorie und untersucht, welchen Einfluss emotionales und unbewusstes Denken auf ein systematisches analytisches Arbeiten und den Umgang mit KollegInnen und KlientInnen hat. So beschreibt er beispielsweise Angst als Grund, warum in Landnutzungsfragen nicht in soziale Interaktionen getreten wird und die Rolle der technischen Planenden bewusst als „Versteck“ genutzt wird: „They took

narrow technical roles, from which they complained about their powerlessness but hesitated to get involved in the give-and-take that could strengthen their recommendations and serve their planning interests." (Baum 2015: 507)

- Hoch (1994) fand unterschiedliche emotionale Einflüsse in der Planungsarbeit heraus, die sowohl positive, als auch negative Effekte auf ihre Arbeit hatten: „[...] from some whose anxiety about engaging in deliberation and negotiation hindered their efficacy, to others who could think and act emotionally in ways that supplemented their analyses in generating ideas and engaging allies for effective action.“ (Baum 2015: 507f.) Hoch betont den Mehrwert, den die Planungsarbeit durch die Anerkennung von Emotionen generieren kann, indem durch das Fokussieren auf Emotionen eine bessere Bewertung stattfindet: „[...] he argues that emotional thinking contributes to good judgment by directing attention to objects, shaping assessment of them, and finding value in them.“ (Baum 2015: 508) Er sieht Planungsarbeit unweigerlich mit emotionalen Aspekten verbunden, da stets auf eigene emotionale Ressourcen und Erfahrungen zurückgegriffen und auf die emotionale Rückmeldung anderer gewartet wird (vgl. Hoch 2006: 378).
- Forester (1999) betont, dass die Sichtweise auf Emotionen geändert werden sollte. Anstatt Emotionen wie Angst, Furcht, Misstrauen, Sorge, Ärger, Mitgefühl oder Großzügigkeit, als „necessary evils“ zu verstehen, sollten sie als „avenues for learning“ anerkannt werden (ebda.: 203).

Baum (2015) geht der Frage nach, warum so wenig Interesse in Bezug auf die Erforschung von Emotionen in der Planung und das Eingliedern von emotionalen Aspekten in die Planungspraxis besteht und fragt: „Why do most planners ignore emotion?“ (ebda.: 510) Erklärungsansätze beschreibt er folgendermaßen (vgl. ebda.: 510ff.):

- Historische Entstehung des Berufsfeldes (siehe Teil II)

- Abgrenzung zu anderen Berufsfeldern und Aufrechterhaltung der eigenen Identität und Daseinsberechtigung: Der Anspruch auf Rationalität und Objektivität sollte das Berufsbild von der „breiten Masse“ der Leute abheben und damit übergeordneten Ordnungsanspruch legitimieren. „If they acknowledged either that the complexity of cities defied ready understanding or that rational analysis was insufficient for managing cities, they would lose authority to others who could claim expertise enough.“ (Baum 2015: 510) Das Anerkennen, dass man selbst als PlanerIn die Komplexität von Städten nicht komplett erfassen kann, fällt oftmals schwer. Genauso wenig möchte man sich eingestehen, dass das ausschließliche Verwenden von rationalen Analysetechniken im Grunde ungeeignet ist, um Städte zu planen. Hinter diesem Beharren auf das rationale Planungsmodell steht die Angst, die Autorität der eigenen Disziplin und schlussendlich auch der eigenen Person zu verlieren, wenn vermeintliche ExpertInnen-Kompetenzen nicht benötigt werden. „If narrative and intuitive thinking, for example, were useful in planning, then anyone who could tell a story or claim an intuitive grasp of city problems could usurp their position. So long as planners identified with a profession, they had little choice about maintaining the rational model (Dalton, 1986).“ (Baum 2015: 510) Das Credo lautet: wenn statt Fachwissen z.B. intuitives, kommunikatives und zwischenmenschliches Wissen und Denken in der Planung von Wichtigkeit ist, könnte ja „jeder“ städtische Probleme „lösen“. Andere Menschen als ausgebildete PlanerInnen könnten Expertisen einfordern, die eigene Wichtigkeit könnte eingeschränkt werden. Somit kann hinter dem Beharren auf Rationalität auch eine Schutzreaktion verstanden werden, um das eigene Berufsfeld zu sichern und Eintrittsmöglichkeiten zu begrenzen.
- Wahl des Berufsfeldes nach Vorlieben und Persönlichkeitsaspekten: Baum (2015) argumentiert außerdem, dass der Planungsberuf vor allem für Menschen interessant und erstrebenswert erscheint, deren Persönlichkeit eher auf rationales und technisches Arbeiten abzielt. „Planning has attracted some people with social and emotional interests, understanding, and skills, but a

significant proportion have chosen to become planners with the expectation that they would analyze cities like social scientists or intervene in them like surgeons." (Baum 2015: 510, mit Verweis auf Baum 1997)

- Kultureller Umgang mit Emotionen und gesellschaftlicher Wunsch nach „rationaler“ Planung und Sicherheit: Die westliche kulturelle Strategie mit dem (öffentlichen) Umgang bezüglich Emotionen lässt sich als sehr zurückhaltend beschreiben. Emotionen werden als Störfaktor der allgemeinen Ordnung abgetan. Planung, und damit auch Raumplanung, unterstützt scheinbar diese Strategie, der „Verweigerung“ des Zulassens von Emotionen, weswegen Planung wertgeschätzt wird. „An explanation may be found in the tendency of social systems, such as societies, to regulate themselves, to maintain sufficient order to adapt conservatively to challenges. [...] Planning's claim to analyze and direct land use rationally helps maintain order by promising to manage physical settlement.“ (Baum 2015: 511)

Es zeigt sich, dass es bereits vereinzelte theoretische und empirische Auseinandersetzungen mit dem Thema Planung und Emotionen auf Seiten der Planenden gibt und diese die Wichtigkeit der Auseinandersetzung mit dem Thema unterstreichen.

Interessant ist, dass das Thema Emotion in der Planung langsam immer mehr auf die wissenschaftliche Agenda gelangt. Über verschiedene theoretische Zugänge kommt es nach und nach zu einer Annäherung an das Thema. Ein Grund dafür kann darin gesehen werden, dass die Defizite des technisch-rationalen Selbstbilds der Raumplanung in der Praxis und Theorie mehr und mehr sichtbar werden.

Aktuell sind PlanerInnen damit konfrontiert, dass einerseits immer mehr Grenzen aufgelöst werden (z.B. Flexibilisierung, Liberalisierung), andererseits aber vehement an Trennlinien festhalten wird (zum Teil aus Angst vor und aus dem Wunsch nach Strukturen). Dieses Spannungsfeld ist für RaumplanerInnen deutlich spürbar (vgl. Kapitel 12.1.). Das Fokussieren auf Emotion und Affekt kann einen Ansatzpunkt darstellen, um diesen aktuellen Entwicklungen und erlebten Trennlinien, die starken Druck auf die PlanerInnen selbst erzeugen, entgegenzuwirken (vgl. Kapitel 12).

5.4. Autobiografische Erzählungen von RaumplanerInnen.

Mit ihrem aktuellen Werk „Encounters in Planning Thought. 16 Autobiographical Essays from Key Thinkers in Spatial Planning“ (2017) greift Beatrix Haselsberger die Thematik der subjektiven lebensweltlichen Prägungen und ihren Einfluss auf Planungspraxis und -theorie auf.

PlanerInnen sprechen über ihre Sicht der Dinge, Gefühlslagen, Sensibilitäten in Bezug auf verschiedene Dinge, prägende familiäre Gegebenheiten, Vorbilder in der Planungsszene, Konflikte, Anstrengungen, inspirierende Momente, kindliche Wünsche etc. und zeigen so aus einer ganz persönlichen Perspektive ihren Zugang zur Raumplanung. Diese Sammlung an Erzählungen macht deutlich, dass Planung alles andere als rational und objektiv ist, sondern dass sie von den Menschen dahinter und deren Geschichten und Sichtweisen geprägt ist:

„Three accidents in my life, which totally changed my life and career and were unpredictable and unpreventable, led me to think about the question of uncertainty in planning and to scepticism about the role of calculative planning methods.“ (Schimak 2017: 126)

„I became a planner out of a sense of idealism, a child of the era that sought to build a better world after the horrors of World War II.“ (Hague 2017: 222)

Diese zwei kurzen Ausschnitte aus den verschiedenen Erzählungen sollen einen Eindruck über die inhaltliche Ausrichtung des Buches geben, das demonstriert, wie ein allgemeines Planungsverständnis aus dieser sehr persönlichen Sichtweise besser verstanden, besser eingeordnet und in einen Kontext gesetzt werden kann.

Auch wenn das Thematisieren von Lebenserfahrung und subjektiven lebensweltlichen Prägungen ein wichtiger Aspekt der Betrachtung von Planung ist, so fehlt doch das Eingehen auf emotionale Aspekte im Augenblick des Planens. So wird in den Erzählungen das Thema Emotion meist nur indirekt angesprochen und in Retrospektiven betrachtet. Beim Lesen können einzelne affektive Momente heraus-

gelesen werden. Es wird Unvorhergesehenes angesprochen, das zu Wendungen im Leben geführt hat. Allerdings wird auf diese Momente meist nicht näher eingegangen. Körperliche Aspekte, das Unbewusste etc. können nur verdeckt den Erzählungen entnommen werden.

Haselsbergers (2017) aktuelles Werk zeigt, dass über autobiografische Erzählungen und das Kundtun persönlicher lebensweltlicher Erfahrungen Planungspraxis und Planungsverständnis besser nachvollzogen werden können, und diese dadurch ein wichtiger Bestandteil des Verständnisses von Raumplanung sind. Über das Anerkennen und Kundtun von subjektiven und emotionalen Einflüssen auf die eigene Arbeit als RaumplanerIn und durch Positionalität wird das Selbstverständnis der Disziplin und die durchgeführte Planungspraxis besser greifbar, indem Transparenz geschaffen wird. Trotzdem ist es entscheidend, affektive Belange nicht nur in Retrospektiven zu reflektieren, sondern ihnen auch im Augenblick des Planens einen Stellenwert zuzugestehen.

5.5. Diskussion.

Während emotionale Aspekte in Bezug auf BewohnerInnen, VerkehrsteilnehmerInnen, NutzerInnen etc. durchaus langsam Einzug in die Themen der Raumplanung halten, werden Emotionen der PlanerInnen selbst kaum diskutiert. Auch in der Ausbildung (Studium) besteht das Selbstbild als PlanerIn v.a. im Praxisbezug, sprich in der Projektarbeit, zumeist unreflektiert und ist nicht Gegenstand der Diskussion. Wie bereits in der Einführung erwähnt, war dies für mich unter anderem ausschlaggebend für das Verfassen dieser Diplomarbeit.

Obwohl das rationale Planungsmodell durchaus als bereits überholt gilt (vgl. Kapitel 4.2.), ist es nach wie vor entscheidend in der Raumplanung verankert und hat massive Auswirkungen auf den Umgang mit dem Thema Emotionen. In den vorangegangenen Kapiteln wurde gezeigt, dass dieses Modell mit seinen Ansprüchen der Planungspraxis und -realität nicht gerecht wird, aber es scheint nach wie vor den

Grundstein der Raumplanung zu legen. Durch die sehr vereinfachte und klar strukturierte Darstellung der Anforderungen an den/die PlanerIn wird ein Handlungsfaden präsentiert, durch den man vermeintlich „richtig“ vorgeht und der einem in der Planungspraxis Sicherheit vermittelt. Der weitverbreitete Einfluss des Positivismus, des Szientismus und/oder die Angst davor, dass einem unterstellt wird, man betrachte nur isolierte Perspektiven, führen dazu, dass das Subjektive tendenziell ignoriert und der Fokus auf so genannte Hard-Facts gelegt wird: auf Objektivität und Gewissheit (vgl. Vanderhoven 2016: 142).

„Avoidance of subjective experiences means that we are not aware of all the drivers of our behaviour and hence can increase the subjective nature of decision-making; recognition of subjective experiences can improve objectivity, rather than dilute it.“
(ebda.: 148)

Teilweise stimme ich dieser Position zu, und zwar in der Hinsicht, dass das Ignorieren des Subjektiven die Arbeit unvollständig und dadurch Entscheidungen alles andere als „objektiv“ macht. Andererseits möchte ich nicht sagen, dass das Miteinbeziehen von Subjektivität zu mehr Objektivität führt – das unterstellt implizit, dass Objektivität das Ziel ist, das es zu erreichen gilt. Meiner Meinung nach, müsste es anders formuliert werden: das Anerkennen von Subjektivität bereichert die eigene Arbeit und macht sie vollständiger und lebensnaher. Es zeigt sich aber auch, dass der Begriff Objektivität in der Raumplanung ganz stark verankert und Ziel des eigenen Arbeitens ist (vgl. Kapitel 12.1.). Demnach gilt es zu klären, wie Objektivität verstanden wird und wie Affekt und Subjektivität integriert werden können.

6. Forschungsbedarf.

Im vorangegangenen Kapitel wurde der Frage nachgegangen, wie emotionale, körperliche und subjektive Aspekte in Planungspraxis und Planungsverständnis der Raumplanung thematisiert wurden bzw. werden (**Forschungsfrage 1**). Es zeigte sich, dass obwohl gerade in den Kultur- und Sozialwissenschaften die Themen Körper, Affekt, Emotionen, das Subjektive bereits breit thematisiert werden, ihr Einzug in die raumbezogenen Disziplinen eher schleppend erfolgt. Erste Ansätze (z.B. der Urban Emotion Ansatz) beziehen ihr Interesse auf Emotionen einseitig auf die „Bepflanzen“, mit einem recht technokratischen Verständnis, das Emotionen mit Sensoren messbar machen möchte. In kommunikativen Planungsprozessen werden starke Ausbrüche an Emotionen als Störfaktor identifiziert. Die Thematisierung der Personen, die Raumplanung betreiben, und deren subjektiven körperlichen und emotionalen Empfindungen sowie die Beziehungen zu ihrer Umgebung (sprich Arbeitsumfeld, KollegInnen, Vorgesetzte, konkrete Projekte, BewohnerInnen, Magistratsstellen etc.) bleiben in der Fachliteratur und im offen kommunizierten Planungsverständnis allerdings weitgehend unbeachtet. Auch wenn es bereits einzelne theoretische und empirische Auseinandersetzungen mit dem Thema Planung und Emotionen auf Seiten der Planenden gibt, die die Wichtigkeit der Auseinandersetzung mit dem Thema unterstreichen, ist das Selbstverständnis der Disziplin teilweise noch sehr stark an den Vorstellungen des rationalen Planungsmodells orientiert.

An dieser Stelle setzt meine Diplomarbeit an, die diese kaum offen thematisierte Seite der Planungsarbeit in den Vordergrund rücken möchte. Dadurch soll ein Anstoß geleistet werden, der vermeintlich „rationalen“ Planung mehr Platz für Subjektives und Emotionales zuzugestehen und darin keine Schwächung der Profession, sondern einen Mehrwert zu sehen.

Kapitel 3 zeigt, dass sich der Begriff Affekt hervorragend eignet um Dualismen zu überwinden, und vormalig getrennte bzw. unvereinbar erscheinende Bereiche gemeinsam zu betrachten. Die Affektforschung bietet methodologisch interessante

Ansatzpunkte, um das Körperliche mit dem Geistigen, das Bewusste mit dem Unbewussten zu verbinden, indem sie gängige empirische Vorgehensweisen in Frage stellt. Sie öffnet den Blick für Methoden, die zuvor als unwissenschaftlich abgetan wurden, aber eben gerade bezüglich Emotionalem und Körperlichem viel Auskunft geben können. Folgende Grafik (vgl. Abbildung 4) listet gängige Dualismen auf und betont die Hinwendung zur Affekttheorie als Möglichkeit inhaltlich und methodologisch für eine Überwindung dieser zu sorgen.

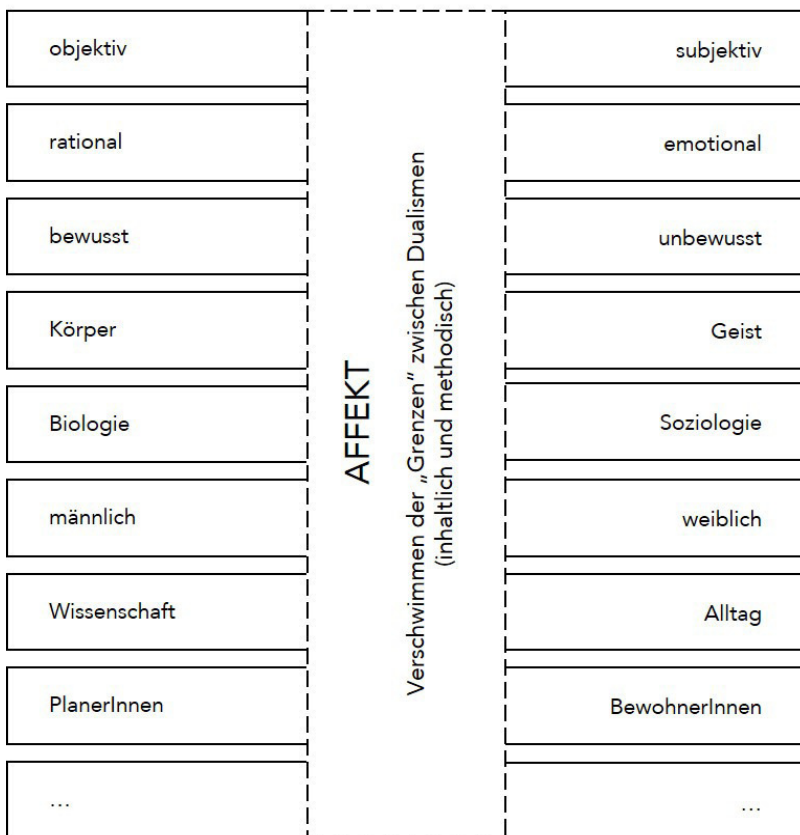


Abbildung 4: Auflösung von Dualismen durch die Affekttheorie. Eigene Darstellung.

Daraus ergibt sich die Forschungsfrage, wie durch die Anwendung der Affekttheorie das Selbstverständnis der Raumplanung methodisch und inhaltlich erweitert werden kann (**Forschungsfrage 2**). Basierend auf Affekttheorie und -forschung versuche ich außerdem empirisch mittels Methodenexploration folgende Fragen zu bearbeiten:

- Welchen Einfluss haben körperlich lebensweltliche Erfahrungen und affektive Beziehungen der PlanerIn auf die Arbeit als PlanerIn? (**Forschungsfrage 3**)
- Wie kann der Mehrwert aus einer offenen Umgangsweise mit eigenen Emotionen, subjektiven Empfindungen und Haltungen gewonnen werden? (**Forschungsfrage 4**)

Als PartnerInnen für meine Diplomarbeit fungiert das Team der GB*10 (Gebietsbetreuung des 10. Wiener Bezirks), das mir einen Einblick in ihr tägliches Arbeiten gewährt und durch Innovationsfreude, philanthropische Ansätze und Offenheit neuen Denkansätzen gegenüber eine optimale Wahl darstellt (Details zur Wahl des Samples siehe Kapitel 10.3). Im Folgenden möchte ich die Arbeit der GB*10 kurz vorstellen.

7. Arbeit der Gebietsbetreuung als „Aufweicung“ der Struktur.

Die GB*10 fungiert als Partner für meine Diplomarbeit. Um die Arbeit der GB*10 besser nachvollziehen zu können, soll hier ein kurzer Überblick über das breite Aufgabenspektrum und die ihrer Arbeit zugrunde liegende, breite Sichtweise auf Planungsarbeit in der GB* gegeben werden.

Die sogenannten Gebietsbetreuungen Stadterneuerung (GB*) werden im Auftrag der MA 25 (Stadterneuerung und Prüfstelle für Wohnhäuser) von privaten AuftragnehmerInnen geführt. Aktuell gibt es neun GB*-Teams an 17 Stadtteil-Standorten. Tätigkeitsschwerpunkte können wie folgt zusammengefasst werden (vgl. GB* 2017a):

- wohn- und mietrechtliche Beratung
- Projektarbeit im öffentlichen Raum, in unterschiedlichen Facetten (z.B. Stadtführungen, Urban Gardening Projekte) mit dem Ziel der Schaffung eines lebenswerten Wohnumfeldes
- Fragen zu Infrastruktur im Stadtteil (z.B. Mobilität im Stadtteil)
- Informationen zu Stadterneuerung (z.B. Sanierungsberatung, Begleitung von Blocksanierungen)
- Aktivitäten im Gemeinwesen, für starke Nachbarschaft und ein gutes Zusammenleben in der Stadt

Das GB*10-Team setzt sich aus ExpertInnen aus den Bereichen Architektur, Raum-, Stadt- und Landschaftsplanung, Recht und Mediation zusammen und ist somit vielseitig und interdisziplinär aufgestellt. Die Beratungsarbeit ist kostenlos und kann von jedermann/jederfrau in Anspruch genommen werden. Im Vordergrund stehen die Aufgaben einer Anlaufstelle, sprich direkter Kontakt mit unterschiedlichsten Personen, Vernetzung, lokale Expertise und Vermittlungsarbeit. Auf der GB*-Home-

page wird die Gebietsbetreuung als „etablierte Plattform für BürgerInnen, Politik und Verwaltung“ bezeichnet (GB* 2017b). Es geht also vorrangig um Beziehungsaufbau und thematischen Austausch.

In der Arbeit mit der GB* wurde ich immer wieder von den MitarbeiterInnen gewarnt, dass sie ja „nicht richtige Raumplanungsarbeit machen“ und „ob das dann eh für meine Diplomarbeit passt?“. Ich war über diese Reaktionen sehr erstaunt, zeigt sich dadurch doch, dass sich das „klassische“ Verständnis von Raumplanung so verankert hat, dass sich andere Tätigkeitsfelder (wie die der GB*10) scheinbar rechtfertigen müssen und mit dem Beiwort versehen werden, dass dies ja nicht „richtige Raumplanungsarbeit“ ist. RaumplanerInnen sind mit unterschiedlichen und vielfältigen Aufgaben konfrontiert, die alle zur „richtigen Raumplanungsarbeit“ dazugehören. Meiner Meinung nach muss sich die Raumplanung in ihrem Verständnis breiter aufstellen und auch diese Form der Arbeit und Auseinandersetzung mit Raum als Raumplanung bezeichnen. Das Miteinbeziehen von Affekt, also von prozesshaft gedachten subjektiven körperlichen und emotionalen Aspekten kann eine Möglichkeit darstellen diese Trennlinie aufzuweichen.



Teil III. Empirie.

8. Körperliche Aspekte, Emotionen und Subjektivität in der Wissenschaft.

Ähnlich wie in der Raumplanung werden Emotionen in der wissenschaftlichen Arbeit inzwischen durchaus thematisiert und „beforscht“, allerdings werden auch hier die Emotionen auf Seite der WissenschaftlerInnen stark vernachlässigt. In der Literatur wird an dieser Stelle erneut vermehrt von „Emotion“ anstatt von „Affekt“ gesprochen. Die meisten Artikel beschäftigen sich gezielt mit der fehlenden Auseinandersetzung der emotionalen Belange von WissenschaftlerInnen in Bezug auf ihre Forschungsarbeit. Der „übergeordnete“ und offenere Begriff Affekt, der relationale Prozesse mehr in den Mittelpunkt des Interesses stellt und Dualismen zu überwinden versucht (z.B. Körper-Geist), findet an dieser Stelle kaum Beachtung. Über die genauen Gründe kann nur spekuliert werden, aber wie Kapitel 9 zeigt, ist die Beziehung zwischen Affekt und Wissenschaft (v.a. der Empirie) noch etwas schwierig.

Über Emotionen der Forschenden wird v.a. informell in Konversationen eingegangen, aber äußerst selten in publizierten wissenschaftlichen Artikeln (vgl. Bondi 2005: 231). Trotzdem scheint es im wissenschaftlichen Alltag üblich zu sein, informelle Fragen aufzuwerfen, die oft implizit auf Emotionen bezüglich der eigenen Arbeit bezogen sind (z.B. fragen BetreuerInnen, wie man sich dabei fühlt tiefer in dieses oder jenes Thema einzutauchen, oder mit welchen Emotionen der Beginn oder das Ende der Arbeitsphase verbunden ist). So ist es für die Arbeitsmotivation durchaus förderlich, wenn das Thema der Arbeit Leidenschaft, Freude, Faszination etc. hervorruft, anstatt dass Langeweile, Frustration, Angst etc. damit verbunden werden. Diese Aspekte werden allerdings selten formalisiert und reflektiert zu Papier gebracht und als Teil der Arbeit gesehen. Es wird mehr als unterstützender Aspekt der Betreuung gesehen als als Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeit (vgl. ebda.: 232).

Die „geforderte“ Gefühlspalette an die ForscherInnen ist groß:

„The emotions expected of researchers thus range from the passionate immersion associated with the ‘drive’ needed to conduct research, to the cool contemplation associated with the capacity to ‘stand back’ and reflect critically on one’s own ideas.“
(Bondi 2005: 232f.)

Neben der Leidenschaft für das Thema, sich dadurch Motivation zu holen, ist beim tatsächlichen wissenschaftlichen Arbeiten dann vor allem Distanz und kritisches Reflexionsvermögen gefragt. Genau diese Dichotomie an erwarteten Gefühlen von ForscherInnen könnte man als „Emotionales Regime“ (vgl. Hochschild 2002) im wissenschaftlichen Alltag benennen. Bestimmte Gefühle zu zeigen, zu performen, gewissermaßen Emotionen zu kommerzialisieren wird als integraler Bestandteil des Jobs gesehen und wirkt sich enorm auf das emotionale Leben der Betroffenen aus (v.a. sichtbar im Dienstleistungssektor, aber durchaus auch übertragbar auf den Forschungssektor). Normative Annahmen, wie ForscherInnen sich in Bezug auf ihre Arbeit zu fühlen haben, bestehen oft unreflektiert und nicht untersucht (vgl. Bondi 2005: 233, 237).

So bestehen von Seiten der ForscherInnen Schichten von verschiedenen Emotionen, z.B. Schuld (die Leute erwarten etwas anderes von mir als ich ihnen geben kann), Minderwertigkeitsgefühle (schaffe ich das?), Euphorie (wenn man wieder einen Schritt weitergekommen ist) etc. „One characteristic feature of emotional life is the mutability, fluidity and multiplicity of feelings.“ (ebda.: 237) Emotionen sind vielfältig vorhanden, schnelllebig in ihrem Wechsel. Die „negativen“ Emotionen sind dabei oftmals mit Scham verbunden und mit dem Vermeiden über diese Gefühle zu sprechen, was zu einer Art „Schockstarre“ führen kann, die das Vorankommen der gesamten Arbeit deutlich beeinträchtigt. „Feelings of guilt, shame and inadequacy are often debilitating, and can become ‘paralysing’ in the sense of seriously impeding or even preventing the continuation of research.“ (ebda.: 239, beziehend auf England 1994, Widdowfield 2000)

Tornaghi (2010) plädiert in Bezug auf das Thematisieren von Forschungsethik (im Rahmen von action-research, aber meiner Meinung nach generell anzuwenden) für eine umfangreiche Reflexion der eigenen Position als ForscherIn und wie dadurch die eigene Forschung beeinflusst wird. Sie bezeichnet diesen Vorgang als Kern von Forschungsethik und spricht sich für „ethical stance against neutrality, and ‘existential’ commitment to an ethical ideal“ (Cahill et al. 2007: 306) aus, also für eine ethische Haltung gegen Neutralität der ForscherInnen. Wichtig ist dabei „eine Benennung der Art und Weise, wie unsere persönliche Geschichte die Strukturierung der Forschungsfragen beeinflusst und welcher Grad an emotioneller Involviertheit dadurch entsteht. Das zweite Element ist unser Wertesystem. [...] Wir haben auch Werte, die eine maßgebliche Rolle in der Ausgestaltung unserer Arbeit spielen.“ (Tornaghi 2010: 37)

Forschung ist also nicht getrennt vom jeweiligen Forschenden, deren/dessen subjektiver Lebensgeschichte und emotionalen Involviertheit zu betrachten. Entscheidend sind eine Reflexion dieser Tatsache und eine Miteinbeziehung in die Forschungsarbeit.

„Forschen und speziell Action Research-basiertes Forschen erfordert die Entwicklung einer Verantwortung, die über biologisches Handeln hinausgeht. Es geht vielmehr um die Kunst, emotionale Fähigkeiten zu entwickeln (Cahill 2007: 368) und die Bereitschaft mitzubringen, eine Instanz der Übermittlung von Wünschen, Emotionen, Visionen und Erwartungen zu werden.“ (Tornaghi 2010: 39)

In diesem Kapitel soll deshalb für eine umfangreichere Reflexion und für ein Miteinbeziehen von Emotion, Gefühlen und Affekt der eigenen Person in die wissenschaftliche Arbeit argumentiert werden. Die emotionalen Erfahrungen von ForscherInnen sollten als wesentlicher, Mehrwert bringender, Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeitsweise und nicht als lästiges zu vermeidendes Element, als „Störfaktor“, gesehen werden. Die Grenzen des Einbindens von Affekt bzw. der Umgang mit methodologischen Herausforderungen in der Forschungsarbeit werden in Kapitel 9 beleuchtet.

8.1. Verschiedene methodologische Zugänge und Emotionen.

Ein weitverbreiteter Zugang zu Wissenschaft ist, dass Wissenschaft objektiv anstatt subjektiv zu sein hat, basierend auf Beweisen, die außerhalb der internen Welt des Forschers/der Forscherin liegen. Wissenschaft ist verbunden mit Rationalität und logischen Argumenten anstelle von Emotionen, Präferenzen oder Vorurteilen der Forschenden. Wissenschaft wird oft als wert-neutral deklariert, Analysen werden nachvollziehbar durchgeführt, die Interpretation erfolgt nach festgelegten Regeln. „This suggests that emotional life has no place at all in scientific research.“ (Bondi 2005: 234) Dieser Annahme, dass Gefühle in der wissenschaftlichen Forschung keinen Platz haben, muss widersprochen werden. Inspiration und kreatives Denken, verbunden mit starken Gefühlen, sind wesentliche Faktoren in der Wissenschaft (vgl. ebda.).

ForscherInnen mit einem methodologischen Hintergrund im Post-Positivismus oder kritischen Rationalismus plädieren für eine strikte Trennung zwischen Nicht-Rationalem (u.a. inspirativen und emotionalen Elementen) und Rationalem. Karl Popper (1972) hat beispielsweise anerkannt, dass Inspiration und Kreativität wesentliche Teile der Weiterentwicklung von wissenschaftlichen Theorien sind, und somit wichtige Elemente im Alltag von ForscherInnen. Allerdings drängte er zu einer sorgfältigen und strikten Trennung zwischen diesen Aspekten und der Anwendung von wissenschaftlichen Methoden in Bezug auf das Testen von Hypothesen, experimentellem Design usw.

Diese strikte Trennung wird von Post-Strukturalisten stark kritisiert (z.B. siehe Hekman 1990). Das Argumentieren für eine strikte Trennung basiert nach Ansicht der Poststrukturalisten nicht auf einem neutralen, logischen Fundament, sondern ist eine Strategie, um Autorität und Macht zu beanspruchen. Das binäre Verständnis von Objektivität – Subjektivität, Rationalität – Nicht-Rationalität wird kritisiert. Durch diese Trennung zwischen Objektivität und Subjektivität wird bestimmten Wissensformen mehr Wichtigkeit eingeräumt als anderen. Die Trennung Rational – Nicht-Rational bedeutet, dass Rationalität auf Verneinung des Nicht-Rationalem

basiert: „But there is no logical basis for the assumption that rationality can be separated from its opposite, or that mind can be exercised without the body.“ (Bondi 2005: 235) Denken ist nie emotionsfrei, unsere Gefühlslage und unser Denken sind stets eng körperlich verknüpft.

8.2. Qualitative Methoden und Emotionen.

Die Relevanz sich mit den eigenen Gefühlen als ForscherIn auseinanderzusetzen, wird vor allem in Bezug auf qualitative Methoden gesehen, da durch Interviews, ethnografische Methoden, Lebensgeschichten ein direkter Kontakt zwischen ForscherIn und Forschungssubjekt besteht (vgl. Widdowfield 2000: 201). Bei Methoden, mit Hilfe derer ein direkter Kontakt zu Forschungssubjekten besteht, wird eine Beziehung aufgebaut, die großen Einfluss auf die gewonnenen Daten hat. Diese Daten sind weniger gesammelt, als mehr produziert, konstruiert bzw. ko-konstruiert (vgl. z.B. Limb & Dwyer 2001; Mason 1996; May 2002). Bei diesem intensiven Kontakt spricht Tornaghi (2010: 38) von einem „Mikrolevel der Forscher-Erforschten-Beziehung“ und spricht „ihre verkörperten Unterschiede und Ähnlichkeiten“ an:

„Alter, Körpergröße, Geschlecht, Sprache, Bildungsniveau, Geschmäcker sowie politische und religiöse Ansichten erzeugen Anknüpfungspunkte, aber auch Differenzen. [...] Es darf aber nicht außer Acht gelassen werden, dass sich aus diesen auch Autoritäten ableiten lassen und hiermit Macht über andere ausgeübt werden kann. Eine eingehende Reflexion dieser verkörperten und kontextbezogenen Aspekte ist dafür vor der Forschungsbegegnung entscheidend.“ (ebda.)

Dadurch werden auch körperliche Aspekte der Forschungsarbeit (mehr dazu Kapitel 8.3.) und daraus abgeleitete Machtasymmetrien angesprochen. Die Interaktion selbst generiert einen großen Teil der Daten, beide Seiten sind aktiv dabei involviert, und die Beziehungsebene ist dabei beeinflusst von Emotionen und emotionalen Dynamiken. Die meiste Zeit wird dieser Aspekt allerdings als selbstverständlich angesehen und es wird ihm keinerlei nähere Beachtung geschenkt (vgl. Bondi 2005:

236). Auch wenn nach außen hin der professionelle Schein gewahrt wird und man versucht, die eigenen Emotionen nicht zu zeigen, so ist die Forschung stets mit Emotionen von Seiten der Forschenden verbunden.

„Es stellt sich heraus, er hat den Termin vergessen. Der Stress wegen einer Ausschreibung, die nächste Woche abzugeben ist ... die Erklärung ist rational einleuchtend, er hat es einfach vergessen und keine Zeit für das Interview. Ich gebe mich verständnisvoll und wir vereinbaren, dass ich mich nach dem Urlaub melde. Vor der Tür bin ich unheimlich wütend. Wütend, weil ich mit der Hin- und Rückfahrt sinnlos Zeit vergeudet habe ... wütend, weil ich mit meiner Diplomarbeit keinen Schritt weitergekommen bin ... wütend, weil alle am heutigen Tag etwas geschafft haben (Semesterende, Zeugnisse, Ferien), nur ich nicht ... wütend, weil ich so wütend darüber bin und diese Wut nicht wirklich rauslassen kann und so mit mir den ganzen Tag mit herumtrage ...“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 06.06.2017)

8.3. Körperliche Aspekte der Forschungsarbeit.

Wissenschaft wird (wie bereits dargelegt) oftmals mit Rationalität verbunden, mit „work of thought“. In diesem Verständnis wird der eigene Körper als wesentlicher Teil der Arbeit mehrheitlich vernachlässigt bzw. ignoriert.

„Ich sitze an meinem Schreibtisch und schreibe dieses Kapitel, Sie lesen es, wahrscheinlich in der Hoffnung spannende neue Erkenntnisse und Sichtweisen zu bekommen. Wir alle haben einen Körper. Während ich schreibe und darüber nachdenke, was ich schreibe, bin ich mir meiner Position, meiner Körperhaltung bewusst, wie ich über die Bewegung meiner Finger auf der Tastatur meine Gedanken mit Hilfe meiner Muskeln und Knochen zu Papier bringen kann. Sie denken jetzt vielleicht auch bewusst an ihre Körperhaltung, oder an andere körperlich ablaufende Prozesse.“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 23.03.2017)

Entscheidend ist die Verknüpfung der lange Zeit getrennt betrachteten Prozesse, und einer Beachtung der körperlichen Basis für Gedanken und einer kognitiven Komponente in körperlichen Prozessen. Auch wenn dem Körper in der Wissenschaft lange Zeit kein hoher Stellenwert eingeräumt wurde, so ging es nie ohne körperliche Prozesse:

„[...] it is made to relate to itself and others in particular ways through the manner in which it is situated within space (the library or lecture theatre for example, or time (where the body's cyclical rhythmus for sleep, food and so forth may be ignored and overridden).“ (Blackman 2008: 6)

8.4. Subjektivität in der Forschungsarbeit.

Wie bereits mehrmals angeklungen steht Wissenschaft oftmals mehr oder weniger synonym für Objektivität. Persönlichen Einflüssen und Subjektivität wird kein Platz eingeräumt und sie werden als unwissenschaftlich betrachtet. Wetherell (2012) plädiert vor diesem Hintergrund für einen „minimalen“ Zugang zu Subjektivität („light“ bzw. „minimal“ subjectivity) in der Forschungsarbeit, vor allem in der Erforschung von Affekt, beziehungsweise „affective practise“. Dieses Verständnis soll Subjektivität als organisatorisches Element verstehen, das hilft Muster und Ordnungen zu erkennen.

„[...] this subjectivity comes lightly endowed. It is not pre-packed with a raft of innate psychological processes, and with large numbers of pre-organised routes, but with a relational capacity, and tendencies towards figuring and gathering. These 'blank' subjectivities gain their textures, shapes, potentialities, repetitions, creativities, and find their limits in relation to animate and inanimate others.“ (ebda.: 139)

Wetherell fordert demnach ein Zugeständnis zu einer „Subjektivität light“, die eine Chance bietet, relationale Einflüsse besser zu fassen, zu verstehen und zu sammeln. Sie spricht von einem Öffnen in der Wissenschaft zur Akzeptanz von subjektiven Einflüssen, vor allem in Bezug auf die Erforschung von Affekt.

9. Methodologische Herausforderungen in der Affektforschung.

Der in Kapitel 3 angesprochene affective turn in den Sozial- und Kulturwissenschaften und das dadurch bestehende Interesse an Affekt ist in der empirischen Umsetzung mit zahlreichen methodologischen Herausforderungen und „Pionierarbeit“ verbunden – bezogen auf die Gestaltung der Forschungsfragen, auf das Sammeln und Produzieren von verkörperten Daten („embodied data“, also Daten, die eine Körperlichkeit zum Ausdruck bringen) und auf die Analyse und Interpretation der Daten, um wissenschaftliche Erkenntnisse zu generieren (vgl. Knudsen & Stage 2015: 1). „The solidity of the subject has dissolved into a concern with those processes, practices, sensations and affects that move through bodies in ways that are difficult to see, understand and investigate.“ (Blackmann 2012: viiii) Wie können affektive Prozesse erkannt und die sozialen Konsequenzen diskutiert werden, wenn sich Affekt körperlich, immateriell, „schwammig“ („fleeting“) äußert? Wie kann mit dem Gefühl der akademischen Ungewissheit/Unsicherheit („uncertainty“) in Bezug auf die eigene Forschungstätigkeit umgegangen werden?

„Developing affective methodologies is [...] a huge challenge: how do you identify affective processes and discuss their social consequences through qualitative research strategies if affect is bodily, fleeting and immaterial and always between entities and nodes?“ (Knudsen & Stage 2015: 2)

Entscheidend ist in Bezug auf das Sammeln von empirischem Material und dessen Analyse über bisherige „Grenzen“ hinauszudenken und auch unkonventionelle Wege einzuschlagen. Außerdem muss die Definition von Wissen, beziehungsweise, das was als Wissen anerkannt wird, überdacht und neu ausgerichtet werden, in Hinblick auf die Akzeptanz von nicht klassisch sprachlichen Wissensformen (vgl. Blackman & Venn 2010; Knudsen & Stage 2015).

Während auf theoretischer Ebene die Reflexion über die Bedeutung von Affekt in zahlreichen Disziplinen schon weit fortgeschritten ist, so befindet sich das empirische Arbeiten in diesem Bereich noch in einem „Stadium fortschreitenden Experimentierens mit unterschiedlichen methodischen Zugängen“ (Dirskmeier & Helbrecht 2013: 78). Im Folgenden sollen erste „Anleitungen“ für ein empirisches Arbeiten mit Affekt herangetragen werden, um eine passende empirische Vorgehensweise für meine Diplomarbeit generieren zu können.

9.1. Theoretisches Fundieren des Affekt-Begriffs.

Wie in Kapitel 3.2. beschrieben, ist eine signifikante Trennlinie in den Affekttheorien zu erkennen, betreffend ob Emotionen körperlichen Empfindungen oder Kognition zuzuordnen sind, sprich ob Affekt vorgelagert zu diskursiven und kognitiven Prozessen zu betrachten ist oder gemeinsam. Die Wahl des Pfades hat natürlich Auswirkungen auf die Art des erforderlichen empirischen Materials – sichtbar z.B. am Umgang mit Text. Bei der ersten Gruppe wird Affekt zeitlich vor einer sprachlichen Kategorisierung angesiedelt – somit könnte Text kein Medium von Affekt sein. Bei der zweiten Gruppe ist es möglich, dass Text Affekt ausdrückt (vgl. Knudsen & Stage 2015: 4). In dieser Arbeit wird Affekt nicht vorgelagert zu kognitiven Prozessen angesehen, sondern ein inkludierendes prozesshaftes Verständnis angewandt. Somit ist Text (neben z.B. Bildmaterial oder gefilmtem Material mit körperlichen Bewegungsabläufen) ein probates Mittel um Affekt und Emotionen ausfindig zu machen (mehr zur konkreten Methodenwahl in Kapitel 10).

Entscheidend beim Affektbegriff (egal welcher Affekttheorie man folgt) sind die relationale Dimension (Beziehungen zwischen Körpern) und die subjektiv erfahrbare Dimension. Die Forschungsfrage sollte deswegen konkret mit spezifischen Körpern (z.B. eigene Körper der Forschenden) in spezifischen sozialen Kontexten angesiedelt sein. Damit erhöht sich die Wahrscheinlichkeit als ForscherIn tatsächlich Material für eine empirisch basierte Argumentation sammeln zu können. Die körperli-

che Dimension der Forschenden ist ein entscheidender Anhaltspunkt, um affektive Qualitäten eines bestimmten Forschungsthemas zu greifen (vgl. Knudsen & Stage 2015: 5).

Bei einem solchen Vorgehen besteht die Schwierigkeit einen Mittelweg zu finden zwischen Objektivität und radikaler Performativität, sprich anzuerkennen, dass Methoden und analytische Instrumente eine Rolle spielen für die Ergebnisse, die wir finden (Post-Positivismus), aber nicht in die Annahme zu verfallen, dass der/die ForscherIn die Welt alleine formt (vgl. Knudsen & Stage 2015: 6). So meint Haraway (1988), dass wir nicht die Welt kreieren, die wir erforschen, sondern eine „Konversation“ mit ihr etablieren, was impliziert, dass wir Teil des Forschungsprozesses sind und der Situation antworten und zu der Interaktion beitragen können. Die Annahme, dass alles in der Situation nur ein Produkt des eigenen Blicks der Forschenden bzw. ihrer performativen Techniken ist, ist laut Haraway größenwahnsinnig (vgl. Knudsen & Stage 2015: 5f.). Eine Lösung dafür könnte sein, die Dichotomie, etwas in der Welt zu tun und die Welt zu untersuchen, durch ein handlungsorientiertes Forschungsparadigma aufzuweichen, sprich durch das Intervenieren in sozialen Kontexten, das zwischen zwei Polen möglich ist (vgl. ebda.: 6):

(1) action-research Methoden als Mittel um zu intervenieren um Veränderungen einer Situation herbei zu führen und um Menschen mit denen man im Forschungsprozess interagiert, Gehör zu verschaffen, was Möglichkeiten des Hinterfragens eigener Haltungen hervorrufen kann, „in dem befreiende, aber auch schmerzvolle emotionale und kritische Prozesse ausgelöst werden“ (Tornaghi 2010: 37). Es geht v.a. darum, „mit“ den Personen, statt „über“ sie zu forschen.

(2) Methoden, die mehr darauf abzielen soziale Strukturen und Prozesse zu verstehen, da Veränderung auch dadurch passieren kann, Wissen über dieses Problem zu generieren und dadurch die wissenschaftliche oder öffentliche Wahrnehmung zu ändern.

Die Trennlinie zwischen (1) und (2) ist fließend und verschwimmt in der Praxis. Ziel ist es selbst-reflektiertes Wissen in Bezug auf verschiedene soziale Situationen zu generieren. In dieser Arbeit wird das Forschungsparadigma eher bei Punkt (2) angesiedelt, sprich es geht vorrangig darum, soziale Prozesse und Interaktionen zu verstehen, und dadurch die öffentliche Wahrnehmung über Planungsarbeit zu ändern. Indirekt interveniere ich über das Anwenden der empirischen Methoden auch in Situationen, beziehungsweise generiere durch das Präsentsein meiner Person und des Themas meiner Diplomarbeit auch neue Denkanstöße.

9.2. Umgang mit verkörperten Daten.

Eine der größten Herausforderungen ist mit Sicherheit die Produktion von empirischem Material für die Affekt-Forschung, da ein wissenschaftliches Interesse in diesem Bereich mit der Notwendigkeit einhergeht, neue Typen von empirischem Material zu generieren und Material zu sammeln, das eventuell zuvor als banal oder unzureichend betrachtet wurde (vgl. Knudsen & Stage 2015: 7). So kann ein persönliches Feldtagebuch (im Gegensatz zu strukturierteren Feld-Notizen) ein erster Zugang sein, um Emotionen und Affekt zugänglicher als analytisches Objekt zu bekommen (vgl. Punch 2012) (zur Methodik dieser Arbeit, Kapitel 10).

Affektive Momente können auch in neuen Wegen der Datenkodierung zur Geltung kommen: anstatt die Daten nach Strukturen zu untersuchen und diese sichtbar zu machen, wird nach Momenten Ausschau gehalten, in denen die Daten besonders hervorstechen. „During the process of coding, some things gradually grow, or glow, into greater significance than others, and become the preoccupations around which thought and writing cluster.“ (MacLure 2013: 175) Bei der Betrachtung von Affekt als körperlicher Zustand besteht die Herausforderung Material zu sammeln, wie dieser Zustand ausgedrückt und dokumentiert werden kann. Verkörperte-affektive Daten können in zwei Subkategorien unterteilt werden (vgl. Knudsen & Stage 2015: 8):

- Primärdaten, die mit dem Körper im Affekt verknüpft sind (z.B. Text oder Bilder, die von der betroffenen Person produziert werden), entweder im Moment (z.B. Kommentare auf YouTube), in situ oder aus der Erinnerung (z.B. in einem Brief über die Affekt-Erfahrung)
- Sekundärdaten, die die körperliche Aktivität dokumentieren (z.B. Videodaten)

Verkörperte Daten können also zum einem *emic*, also produziert von dem betroffenen Körper, oder *etic*, also produziert von einem außenstehenden Beobachter sein (vgl. Knudsen & Stage 2015: 8).

Knudsen & Stage (ebda.: 16, 18f.) erwähnen immer wieder die Möglichkeiten, die neue Technologien und Social Media Kanäle für die Affektforschung bieten. Über mobile Daten kann jederzeit kommuniziert und dokumentiert werden, womit sie einen Zugang zu konkreten, alltäglichen, körperlichen Aktivitäten bieten. Diese Primärdaten werden gerade in ihrer Wichtigkeit erkannt und ihr Potenzial in diesem Feld wird in Zukunft sicher noch häufiger ausgeschöpft werden (vgl. dazu auch die Methodenreflexion in Kapitel 10.1.2.). Vor allem das Wechselspiel zwischen online Kommunikation und online Daten und (räumlichen) offline Begegnungen ist vor dem Hintergrund von Affekt und dessen Einfluss sehr interessant. Je nach Anwendungsfall gilt es das Ausmaß der Körperlichkeit der Forschungsbegegnung zwischen ForscherIn und ForschungspartnerInnen zu reflektieren.

Knudsen und Stage (ebda.: 10ff.) schlagen drei Metastrategien vor, um verkörperte Daten zu produzieren: Experiment („the inventive experiment“), verkörperte Feldforschung („embodying fieldwork“) und affektiver Text („the collection/production of affective textualities“). Mit einem experimentellen Charakter werden verkörperte Feldforschung und affektiver Text eingesetzt, um Affekt greifbar zu machen.

9.2.1. Verkörperte Feldforschung.

Im Gegensatz zum Experiment (Metastrategie 1) geht es hierbei eher um die Dokumentation gegenwärtiger Praktiken und affektiver Reaktionen und nicht um das Hervorlocken von Reaktionen durch kontrollierten stimulierenden Input der Forschenden (vgl. Knudsen & Stage 2015: 16).

„With the shift of attention to more-than-representational layers of experience – as part of the materialist and affective-experimental turn within geography, tourism studies, anthropology and cultural studies (Jay, 2005; Davidson et al., 2011; Anderson & Harrison, 2010) – new ways of collecting data, reconsidering relevant types of data or ‘doing sensory ethnography’ (Pink, 2009) have been developed.“ (Knudsen & Stage 2015: 15)

Davor lag der Fokus bei ethnografischen Methoden v.a. bei Interviews und (teilnehmenden) Beobachtungen. Eine recht aktuelle signifikante methodologische Tendenz ist es, die Beziehung zwischen ForscherIn selbst und ForschungspartnerInnen zu betrachten. In dieser Neu-Ausrichtung der Ethnografie (Auto-Ethnografie), ist es das Ziel, das Feld der Forschung zu erweitern und davor versteckte oder unbeachtete affektive Bereiche zu entdecken, ein passendes Vokabular zu entwickeln und alles durch Beobachtungen und Interviews zu dokumentieren. In diesem Fall bekommen die Notizen der Forschenden und die Art des Schreibens eine besonders wichtige Rolle (vgl. ebda.: 11f.). Dabei geht es auch um die Veröffentlichung von vormals eher als Hintergrundinformationen abgetanes Wissen, z.B. das Feldtagebuch der Forschenden wird Teil des Forschungsprozesses: „[...] [field diaries] implicate the researcher in more direct ways, and can tell the story of transformations, difficulties and frustrations in a more confessional or biographical mode (Game, 2001; Punch, 2012).“ (Knudsen & Stage 2015: 17)

9.2.2. Affektiver Text.

Mit affektivem Text sind zum einen Texte gemeint, die direkt im Moment des Affekt-Erlebens produziert werden und zum anderen Texte, die die Erinnerung dieser Momente dokumentieren, also „either produced in the heat of affective experiences or while remembering or recollecting them via textual production“ (Knudsen & Stage 2015: 12).

Es geht um die Herstellung der Beziehung zwischen körperlicher Erfahrung und Geschriebenem. Text, der einen starken Fokus auf soziale Praktiken hat, eignet sich besonders gut, da er die Fähigkeit besitzt (auf Grund seines Inhalts oder seiner Form) sowohl körperliche Rhythmen und Automatismen als auch kognitive Antworten auf affektive Kräfte zu „speichern“ (v.a. bezogen auf Social Media Kanäle) (vgl. ebda.).

9.2.3. Feldtagebuch als Verknüpfung.

Wie bereits in den beiden vorangegangenen Unterkapiteln erwähnt, kommen den Notizen bzw. vormals bezeichneten „Hintergrundinformationen“ der Forschenden auf der Suche nach Affekt eine große Bedeutung zu. Böhling (2015: 161) bezeichnet dieses Vorgehen auch als „field notes as assemblage“: „the dynamic, relational and expressive dimension of the concept of assemblage“ (ebda.: 162) Ein solches Vorgehen impliziert ein breites Verständnis bezüglich AkteurInnen, Material und Möglichkeiten ethnografische Dokumente zu generieren und soll helfen oftmals vergessene Dimensionen von empirischer Arbeit sichtbar zu machen. Unter diese oftmals vergessenen Dimensionen fallen: die Forschenden selbst (vgl. Hammersley & Atkinson 1983), soziale und akademische Strukturen, die bestimmte Forschungsagenden mehr hervorbringen als andere (vgl. Bourdieu 2003), die eingesetzten Methoden (vgl. Law 2004), literarische Konventionen und das Schreiben als Aktivität (vgl. Clifford & Marcus 1986), die Körper der Forschenden (vgl. Longhurst et al. 2008), zur Verfügung stehendes Equipment (vgl. Pink 2009), theoretische Konzepte

und Forschungsprobleme (vgl. Gane 2009) sowie die aktuellen Erfahrungen im „Untersuchungsfeld“ (vgl. Böhling 2015: 171) .

„The idea that field notes are compounded and relationally bound up with all the parts of the research apparatus (assemblage) is not just important epistemologically (as it underlines the artificial and constructed nature of empirical data), but it also provides a possibility for better highlighting or foregrounding some of the ever-elusive affective dimensions of the studied area.“ (ebda.: 170f.)

Für Böhling (2015) bieten Feldnotizen bzw. ein Feldtagebuch Möglichkeiten zur methodologischen Reflexion. Er betont den prozesshaften Charakter von Feld-Notizen, deren laufende Weiterentwicklung durch das Zusammenkommen der verschiedenen Elemente, in organisierter aber nicht vorhersehbarer Art (vgl. Deleuze & Guattari 1998). Er bezeichnet dies als „open-end“ Begegnungen und ständige Veränderungen der Situationen (Orte, Gerüche, Geräusche, Stimmungen, Menschen, Diskurse, soziale Praktiken ...). Dies bedeutet einen Bruch mit der Vorstellung, dass ethnografische Texte fixe Statements (sprich Wahrheiten) über das untersuchte Phänomen darstellen (vgl. Clifford & Marcus 1986). „[...] *field notes are metamorphic and change over time, according to the specific stage of the research process.*“ (Böhling 2015: 168)

Der/die ForscherIn ist kein unbeschriebenes Blatt, auf das empirische Daten einfach projiziert werden, sprich je nach Forschenden fallen die Feldnotizen anders aus. Vor der eigentlichen Feldarbeit werden die Vorbereitungen für die empirische Arbeit ganz unterschiedlich je nach ForscherIn und Forschungsinteresse durchgeführt. Und auch nach der Feldarbeit spielt die Beziehung zwischen ForscherIn und Feldnotizen für das Generieren von Informationen eine wesentliche Rolle: „[...] *field notes are (trans)formed after the recorded events in ways that can also be tuned to better illuminate particular affective facets of the investigation field.*“ (ebda.: 169)

Neben der Möglichkeit zur methodologischen Reflexion unterstreicht Böhling auch die onto-epistemologischen Konsequenzen. Durch das Heranziehen des Feldtage-

buches für das Generieren von empirischem Wissen, wird Wissen in Begegnungen/ Kontakt zwischen Konzepten, ForscherIn und Phänomen produziert. Diese Position ist radikale Antithese zum Positivismus, allerdings abgeschwächer als beim radikalen Konstruktivismus (vgl. Schneider 2002).

„By emphasizing that research results emerge *in between* theory, the studied phenomenon, and more, the idea is that, *in assemblages* of heterogeneous elements, knowledge is *coconstructed* [sic!], not solely by the researcher and his or her instruments and representations but *also* by the phenomenon under study, that is, the things, objects, processes, and forces of the field of inquiry.” (Bøhling 2015: 171f.)

Die Trennung zwischen Konstruktion und Realität wird aufgelöst.

Theorie und Konzepte werden als integrierte Teile des empirischen Arbeiten gesehen: „One of the main points of diversion as compared to ‘conventional’ anthropological modes of inquiry is the argument hinted as above: that concepts and theory are integrated components of the empirical.” (Bøhling 2015: 165) Konzepte sind demnach als relational und experimentell zu sehen, „[...] they are open to the concrete objects under study (and ideally capable of transforming them) and stimulating for the analytical and critical imagination.” (ebda.: 166) aber gleichzeitig auch stabilisierend, indem durch sie ein bestimmter Teil aus einem komplexen und chaotischen sozialen und kulturellen Bereich gewählt werden kann. Neben dem stimulierenden Effekt stellen sie also v.a. auch ein praktisches Tool für die Forschenden für die empirische Arbeit dar, um bestimmte Dimensionen empirisch und analytisch zu erfassen bzw. greifbar zu machen.

9.3. Interpretation des Materials auf der Suche nach Affekt.

Die konkrete analytische Strategie ist abhängig von der Art des Materials, dem Forschungsinteresse und der gewählten Definition von Affekt.

Rhythmus ist ein entscheidendes Element (bezogen auf Körper, Praktiken, Text ...), um Affekt (als Änderungen im Rhythmus) zu identifizieren. Knudsen und Stage (2015: 9) identifizieren fünf Analyse-Strategien:

- formale und stilistische Charakteristika von Kommunikation im Affekt (z.B. Ausbrüche, broken language, Redundanz, Hyperbel)
- intensive Ansammlungen (z.B. Text, Aktivitäten, Bilder, Körper, Technologien)
- non-verbale Kommunikation und Gesten
- kommunikativer Inhalt über Erfahrungen oder damit verbundenen Affekt (z.B. von den Forschenden selbst verfasst)
- rhythmische Intensivierung, Destabilisierung von affektiver Energie in Bezug auf spezifische Orte

Für die empirische Auswertung werden diese fünf Analysestrategien als verschiedene Dimensionen/Ebenen aufgegriffen, um Text in Hinblick auf Affekt zu untersuchen (mehr dazu in Kapitel 10.2.).

10. Empirische Herangehensweise.

Qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung bieten Raum, um Neues zu entdecken und kennenzulernen. Sie sind gekennzeichnet durch induktives Vorgehen (d.h. vom Einzelnen zum Allgemeinen), durch Offenheit und Flexibilität (freie Zielgruppenwahl, freie Methodenwahl). Kriterium ist, dass die Auswahl angemessen ist. Weiters kennzeichnen zirkuläres Vorgehen (Prozesscharakter), Reflexivität, Nachvollziehbarkeit und Problemorientierung die qualitative Forschung (vgl. Dangschat & Kogler 2013: 14). Gerade um das Thema Affekt zu erforschen, ist es sinnvoll, eine qualitative Vorgehensweise zu wählen.

Wie in Kapitel 9 angesprochen, befindet sich das empirische Arbeiten mit dem Thema Affekt noch in einem eher experimentellen Stadium. Meine Diplomarbeit schließt sich diesem Stand an und soll durch Methodenexploration auch einen Beitrag dazu leisten, empirische Methoden auf ihre Anwendbarkeit in Bezug auf die Erforschung von Affekt zu testen. Somit verstehe ich diese Arbeit als theoretisch-reflektierten, empirisch-experimentellen Ansatz, um Affekt im Bereich der Raumplanungsarbeit sichtbar zu machen.

10.1. Methodenwahl und -reflexion.

In diesem Kapitel soll die Auswahl der empirischen Methoden nachgezeichnet und reflektiert werden. Vor dem Hintergrund der in Kapitel 9 beschriebenen methodologischen Herausforderungen bei der Erforschung von Affekt, kann die Methodenwahl als reflexiver, zirkulärer Prozess betrachtet werden.

Da Affekt in dieser Arbeit nicht als etwas Prä-Sprachliches verstanden wird, sondern als gleichermaßen Körperliches und Geistiges (body und mind), stehen für das empirische Arbeiten auch „klassischere“ Methoden, wie Interviews oder Textanalysen zur Verfügung. Bewusst wird auf eine Kombination von verschiedenen Methoden (Triangulation) gesetzt, um das Thema Affekt möglichst breit erforschen und die ver-

schiedenen Methoden hinsichtlich ihrer Eignung für das „Freilegen“ von affektiven Momenten testen zu können. Dieses „Freilegen“ gestaltet sich empirisch durchaus als schwierig, da obwohl theoretisch definiert, Affekt doch ein recht breiter Begriff ist und deshalb gerade für die empirische Arbeit im ersten Moment oft schwer greifbar ist.

Folgende Grafik (vgl. Abbildung 5) visualisiert die mehrstufige Methodenwahl:

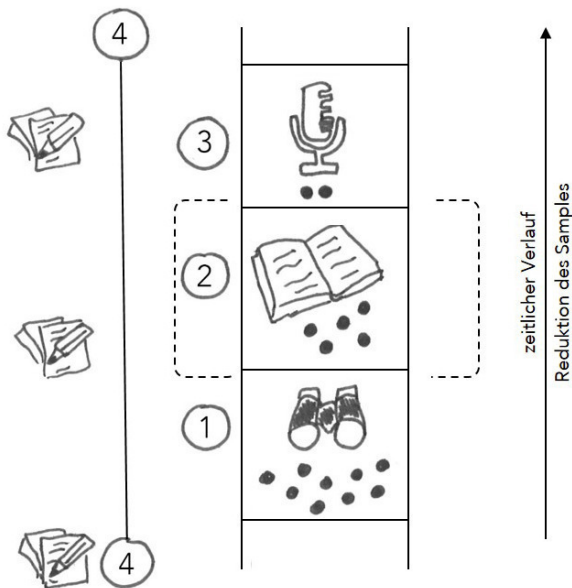


Abbildung 5: Schematische Darstellung der mehrstufigen Methodenwahl.
Eigene Darstellung.

Diese „Methoden-Leiter“ soll keine Hierarchisierung der Methoden darstellen, sondern den zeitlichen Verlauf und eine Reduktion des Samples mit Fortlauf der Methodenwahl symbolisieren. Aus organisatorischen und praktischen Gründen entscheide ich mich für einen stufenartigen Aufbau im zeitlichen Verlauf mit jeweiliger Reduktion des Samples in der Durchführung der empirischen Methoden. So kann

ich unterschiedliche Methoden testen, die jeweils bestimmte Elemente sichtbar machen sollen, in jeweils unterschiedlichen Kontexten einsetzbar sind (siehe unterschiedliches Sample) und jeweils andere Formen von Material generieren. Über die Beobachtung (1) wird das gesamte Team miteinbezogen, ich sammle erste Team-dynamische Eindrücke und affektive Momente über den gesamten Arbeitstag, über das Emotionstagebuch (2) werden mir dann alle Teammitglieder, die das möchten, persönliche, subjektive Aufzeichnungen überlassen, die anschließend mit ausgewählt geführten Interviews (3) thematisch und methodisch ergänzt werden sollen, indem erneut im Rahmen der Interviewsituation eine (körperliche) Beziehung zwischen den ForschungspartnerInnen und mir als Forscherin besteht. Über diese Methodenwahl wird bewusst eine Kombination aus Primär- und Sekundärdaten in Bezug auf Affekt angestrebt (vgl. Kapitel 9.2.). Die eigene körperliche und emotionale Dimension der Forschenden, sprich meiner eigenen Person, ist entscheidender Ausgangspunkt und muss stets mitreflektiert werden. Aus diesem Grund ist auch mein Feldtagebuch (4), das ich während der gesamten Arbeit im Feld verfasse, wichtiger Bestandteil der empirischen Forschung. Im Folgenden werden die gewählten Methoden und deren (geplante und tatsächliche) Umsetzung beschrieben und reflektiert.

10.1.1. Teilnehmende Beobachtung angelehnt an Lefebvres' Rhythmusanalyse.

Ziel und Vorbereitung.

Ziel dieser Methode ist es, für einen bestimmten Zeitraum das Team in seinem täglichen Arbeitsprozess zu begleiten. Dadurch möchte ich Affekt und körperliche Komponenten der Raumplanungsarbeit in der gruppenspezifischen Auseinandersetzung in einer „Außenposition“ beobachten und gleichzeitig am eigenen Körper erfahren und reflektieren.

An dieser Stelle bietet Lefebvres Rhythmusanalyse interessante Denkanstöße. Aus Lefebvres Sicht gibt es keine einheitliche, generelle Theorie des Rhythmus'. Lefebvre stellt Elemente seiner Theorie vor (vgl. Meyer 2008: 150ff.):

- Einführung einer abstrakten Zeit in der westlichen Welt, die das öffentliche und private Leben maßgeblich strukturiert
- Körper als Ausgangspunkt jeder Rhythmusanalyse
- Chronobiologie, die den gesamten Körper als hochkomplexes Rhythmus-Gefüge sieht (Rhythmen der Organe im 24 Stunden Tag-Nacht-Rhythmus bzw. monatliche Rhythmen wie Zyklus etc.)
- Musik und Tanz als Kernelemente von Rhythmus

Entscheidend bei Lefebvres Rhythmusanalyse ist die Rolle des/der BeobachterIn, welche/r keine passive Rolle einnimmt:

„His role as an observer is not that of one lost in thought. He is always listening to his body, to whatever it communicates to him. [...] The rhythm analyst strives to rehabilitate sensory perception. He pays attention to breathing, the heartbeat, the words. He is careful to avoid giving priority to any one act of sense perception.“ (Meyer 2008: 149)

Der körperliche Aspekt der beobachtenden Person wird hier gezielt herausgestrichen. Durch den Körper werden erst Schwingungen und Rhythmen von außen wahrgenommen, der Körper fungiert quasi als Metronom (vgl. ebda.). Schon der Körper selbst beinhaltet viele verschiedene aufeinander abgestimmte organische Rhythmen, jedes Organ und jede körperliche Funktion besitzt einen eigenen Rhythmus. Aber auch außerhalb des Körpers, kommend von Natur oder Gesellschaft anderer Menschen, existiert eine Vielzahl an Rhythmen. Die Geschwindigkeit der anderen Rhythmen, sprich Bewegung, wird stets in Beziehung zum eigenen körperlichen Rhythmus gesetzt und als langsam oder schnell empfunden. „All these rhythms wish to be „heard“.“ (ebda.) Es ist die Aufgabe der beobachtenden Person, die Schwingungen, die Geräusche, die Stille, das Stimmengewirr etc. der Umgebung

aufzunehmen, auf ihren eigenen Körper wirken zu lassen, und keiner Beobachtung, keinem gefühlten Element eine Priorisierung zukommen zu lassen. „The rhythm-analyst is all ears. He listens not only to words, however, but to everything happening in the world.“ (Meyer 2008: 149)

Lefebvre streicht die relationale Beziehung zwischen BeobachterIn und Umgebung heraus: „To grasp a rhythm it is necessary to have been grasped by it.“ (Lefebvre 1992: 27) Es ist also entscheidend, die dialektische Beziehung zwischen Eigen- und Fremdrhythmus zu erfassen. Dies erfordert, die Wahrnehmung des eigenen körperlichen Rhythmus' und gleichzeitig das Einlassen auf den Rhythmus der Umgebung und die Beobachtung der gegenseitigen Beeinflussung.

Die durchgeführte Beobachtung kann anhand der Klassifikation nach Diekmann (2014: 564) wie folgt definiert werden (zutreffende Elemente sind hervorgehoben):

teilnehmend	vs.	nicht teilnehmend
offen	vs.	verdeckt
Feldbeobachtung	vs.	Beobachtung im Labor
unstrukturiert	vs.	strukturiert
Fremdbeobachtung	vs.	Selbstbeobachtung

Die Beobachtung erfolgt demnach als passiv teilnehmende, offene Feldbeobachtung, in einer Kombination aus unstrukturierter und strukturierter Vorgangsweise, Fremd- und Selbstbeobachtung (= Beobachtung des eigenen Verhaltens und der Gefühle). Das Team weiß, dass mit ihm geforscht wird und kennt meine Rolle. Ein Raster zum Notieren (= Beobachtungsleitfaden, vgl. Abbildung 6) soll mir dazu dienen, bestimmte Beobachtungsmerkmale nicht außer Acht zu lassen und die Vergleichbarkeit über die Zeit und an den verschiedenen Tagen gewährleisten. Kategorien sind dabei: eigener Rhythmus/Befindlichkeit (body gloss, Gewohnheiten, gefühlte Verletzlichkeit), Geräuschkulisse (sprich alles Auditive), Anzahl der Personen, deren Tätigkeit und Verteilung im physischen Raum, Interaktionen (z.B. Gesprächsthemen), Stimmung im Raum, Körpersprache/Körperhaltung/Imitation und



Uhrzeit	
Eigener Rhythmus/Befindlichkeit (body gloss, Gewohnheiten, gefühlte Verletzlichkeit ...)	
Geräuschkulisse	
Anzahl Personen	
+ deren Tätigkeiten	
+ räumliche Verteilung (rein physisch betrachtet)	
Interaktionen (z.B. Gesprächsthemen)	
Stimmung im Raum	
Körpersprache/Körperhaltung /imitation	
Rhythmus Gruppe	

Abbildung 6: Beobachtungsraster. Eigene Darstellung.

daraus abgeleitet der Rhythmus der Gruppe. Wichtig ist zu erwähnen, dass dieser Raster „nur“ einen Anhaltspunkt und kein fixes Protokoll darstellt, das vollständig abgearbeitet werden muss. Gerade bei der Erforschung von Affekt muss stets Gestaltungsfreiheit und Raum für Spontanität und unvorhergesehene Ereignisse vorhanden sein. Bei der Erforschung von Affekt ist eine Kombination von Fremd- und Selbstbeobachtung entscheidend. Je nach eigener Verfassung werden bestimmte äußere Einflüsse anders oder vielleicht auch gar nicht in der Intensität wahrgenommen bzw. anders eingestuft.

Durchführung.

Die Durchführung der Beobachtung erfolgt an zwei Tagen (mit einer Woche zeitlichem Abstand) im Büro der GB*10. Durch das persönliche körperliche Präsentsein im Raum (und das Wissen um das Beobachtet werden) wird die Atmosphäre natürlich beeinflusst. Im Beobachtungsraster notiere ich sowohl Fremd- als auch Selbstbeobachtung mit jeweils zeitlicher Verortung. Ich bin mir der Relevanz der eigenen Körperlichkeit im Forschungsprozess bewusst. So versuche ich mich eher unauffällig zu verhalten, ruhig auf meinem Platz zu sitzen und nicht aufdringlich, sondern taktvoll zu beobachten, möglichst keine Laute von mir zu geben und direkten Augenkontakt (und allzu intensive Interaktionen) zu vermeiden, um den normalen Arbeitsalltag eher wenig zu beeinflussen. Obwohl der Platz zum Beobachten bewusst so gewählt wurde, dass sich niemand allzu beobachtet fühlt, ich aber dennoch alle Gespräche und Regungen im Raum mitbekomme (da die Kästen und Lampen zwar Sichtschutz sind, aber dennoch kein Lärmschutz), wird die passiv teilnehmende Rolle immer wieder aufgebrochen durch kurze Konversationen mit den MitarbeiterInnen (die von ihnen ausgehen), kurzen Witzen über Emotion, bzw. Hilfstätigkeiten meinerseits (Tisch abräumen, Kaffee zu einem Termin bringen), die ich selbst anbiete.

Vor allem bei der Stadtführung, an der ich teilnehme und bei der die Beobachtungstätigkeit im Gehen erfolgt, verschwimmt das Beobachten und aktiv Teilneh-

men immer mehr. Hier besteht v.a. zusätzlich die Schwierigkeit, die Beobachtungen erst im Nachhinein notieren zu können – um den Bewegungsfluss der Gruppe und den persönlichen Beobachtungsprozess nicht zu behindern.

Wie bei Lefebvre geht es darum möglichst unvoreingenommen alle äußeren Eindrücke aufzunehmen, auf mich wirken zu lassen und festzuhalten und die eigene Befindlichkeit, sprich meinen eigenen Rhythmus zu reflektieren. Vor allem bei der Fremdbeobachtung besteht die Schwierigkeit in dem Halten der erforderlichen Konzentration und in der zeitlich begrenzten Verfügbarkeit dieser. Ich merke, dass ich mich immer wieder nur für eine begrenzte Zeit vollständig und uneingeschränkt aufnahmefähig fühle.

„Meine Empfindungen nach außen sind auf volle Sensibilität gestellt, ich versuche jede kleine Regung im Raum mitzubekommen und zu notieren. Ich als Person trete dabei völlig in den Hintergrund. Nach einer Stunde etwa merke ich, dass ich diesen Level an Aufmerksamkeit nicht mehr lange halten kann.“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 02.05.2017)

Ein weiterer Punkt, der in der Umsetzung spürbare Einschränkungen mit sich bringt, ist das Notieren der Ereignisse. Die Fremdbeobachtung ist mit der ständigen Entscheidung verbunden, was in welchem Detailgrad notiert wird. Affekt wirkt damit oftmals nicht komplett schriftlich greifbar und „speicherbar“. Gerade an dieser Stelle hilft es, sich vor Augen zu führen, dass jeder Beobachtungsvorgang selektiv ist und es ein Trugschluss wäre, zu glauben, dass die Gesamtheit eines sozialen Geschehens damit erfasst werden kann (vgl. Diekmann 2014: 567). Dieser Rest, sprich Unanalysierbares, wird auch in der Literatur immer wieder angeführt (vgl. z.B. Schmid 2010 über Lefebvre, Wetherell 2012).

Generell wird mir bereits in der „ersten“ Stufe der empirischen Arbeit bewusst, dass ich mit dem Thema eine gewisse Irritation auslöse – Affekt (bzw. Emotion: diesen Begriff verwende ich vorrangig um Außenstehenden kurz mein Thema zu erklären) ist in Bezug auf Raumplanung und das Arbeitsleben für viele scheinbar überhaupt nicht greifbar.

Reflexion.

An dieser Stelle möchte ich die Methode „Beobachtung“ kurz hinsichtlich ihrer Eignung für die Erforschung von Affekt reflektieren und einen weiteren möglichen Verbesserungsbedarf im Einsatz der Methode aufzeigen.

Über die Methode der Beobachtung kann die Gesamtstimmung und die Atmosphäre der Situation als ForscherIn gut aufgenommen werden. Vor dem Hintergrund der eigenen Körperlichkeit und Gefühlslage entsteht das Gesamtbild der Situation. Vor allem der körperliche Aspekt von Affekt (eigener Körper in Bezug zu anderen Körpern) und das Sichtbar-Werden in Handlungen lässt sich über Beobachtungen gut erfahren. Auch die Veränderungen in Intensitäten (z.B. in Stimmungen, Lautstärken, Ansammlungen von Menschen) lassen sich durch die Methode erfassen, wodurch Affektketten beobachtbar sind.

Allerdings ist, wie bereits angemerkt, die eigene jeweils momentane Aufnahmefähigkeit als ForscherIn begrenzt und wirkt als starker Filter. Eine Möglichkeit, um diesem Aspekt entgegenzuwirken, wäre der Einsatz von Videokameras. Durch das aufgezeichnete Material könnten (körperliche) Bewegungen, Handlungsabläufe, Interaktionen und Affektketten detaillierter analysiert werden. Allerdings muss der Einsatz von Videoaufzeichnungen unter ethischen Gesichtspunkten hinterfragt werden. Außerdem ergibt sich dadurch eine andere Beziehung zwischen ForscherIn und ForschungspartnerInnen, die nur noch wenig durch direkten Kontakt und relationaler Körperlichkeit geprägt ist, was starke Auswirkungen auf die Erforschung von Affekt hat. Somit muss sich stets aus dem Forschungsbedarf und den Forschungsfragen die konkrete Ausgestaltung der Methoden ergeben: je nachdem wie Affekt verstanden wird und welche Erkenntnisse generiert werden möchten, kann die Beobachtung durch Videoaufzeichnungen eine Möglichkeit der Anpassung der Methode „Beobachtung“ sein oder nicht. Im Fall meiner Diplomarbeit ist das Präsent-Sein meiner Person als Forscherin während der beobachteten Situation entscheidend für das Verständnis von Affekt (siehe Lefebvres Rhythmusanalyse als Basis) und der Positionierung als Forscherin.

10.1.2. Emotionstagebuch.

Ziel und Vorbereitung.

Das Emotionstagebuch ist eine von mir speziell für diese Diplomarbeit entwickelte Methode, um aus der subjektiven Sichtweise der ForschungspartnerInnen Material zu sammeln. Persönliche handgeschriebene Notizen über Gedanken und Gefühle sollen in Form von Textmaterial als Träger von Affekt dienen. Die Methode ist dabei bewusst als „Emotionstagebuch“ benannt, um es für meine ForschungspartnerInnen besser greifbar zu machen. Über den allgemein bekannten Begriff „Emotion“ kann ich besser vermitteln, welche Inhalte mich konkret interessieren. Mir ist es wichtig zu sehen, welche Themen die MitarbeiterInnen der GB*10 beschäftigen, welchen sie Relevanz zumessen. Über das erhaltene Textmaterial versuche ich anschließend Affekt herauszufiltern. Ich möchte mit Hilfe dieser Methode Primärdaten über einen etwas längeren Zeitraum (eine Woche statt der ausgewählten Tage beim Beobachten oder der einen Stunde beim Interview) erhalten.

Ich versuche, das Führen des Tagebuchs so einfach wie möglich zu gestalten und auch Platz für individuellen Freiraum zu lassen: indem ich zwei verschiedene Formen des Tagebuchs anfertige und zur Verfügung stelle: „leere“ A5 Hefte (zum freien Beschreiben) und Blätter in Rasterform (mit vorgegebenen Kategorien, siehe Abbildung 7). Das Format ist für die ForschungspartnerInnen frei wählbar und wird auch zum Kombinieren angeboten. Angedacht ist, dass das Emotionstagebuch von den ForschungspartnerInnen ca. eine Woche lang geführt wird, um zu notieren, was sie in ihrem Arbeitsalltag emotional belastet, sie inspiriert, ihnen Freude bereitet, wie sie sich fühlen, welche subjektiven Eindrücke sie in Situationen gewinnen, welche Beziehungen sie prägen etc. Betont wird außerdem, dass es kein richtig oder falsch gibt und dass beliebig viele Einträge verfasst werden können. Das Führen des Emotionstagebuchs basiert natürlich auf Freiwilligkeit. Es soll sich niemand gezwungen fühlen, ein Emotionstagebuch zu führen und es wird betont, dass gerne auch damit begonnen werden kann, aber nicht die ganze Woche „durchgehalten“ werden muss, sollte es irgendwann für die ForschungspartnerInnen nicht mehr passen.



	Datum:	Emotionstagebuch von:
Privates Ereignisse Gefühle		
Arbeitsalltag Ereignisse Ort Gefühle Emotionen Stimmungen beteiligte andere Personen Körperliches Befinden Körperl. Empfinden Körperliche Position Körperhaltung		
Platz für Gedanken aller Art Reflexion		

Abbildung 7: Vorlage Emotionstagebuch. Eigene Darstellung.

Durchführung.

Die empirische Umsetzbarkeit erweist sich bedauerlicherweise als äußerst schwierig und es kann kein Rücklauf an Emotionstagebüchern generiert werden. Durch das anschließende Führen der Interviews (siehe Kapitel 10.1.3.) erinnere ich immer wieder an das Führen der Emotionstagebücher, doch dieses stellt sich scheinbar für die ForschungspartnerInnen als zu anstrengend heraus und nicht in ihren Arbeitsalltag integrierbar.

Reflexion.

Das Nicht-Durchführen des Emotionstagebuchs zeigt für mich eine Reserviertheit dem Thema gegenüber. Schon Simmel (1903) sah eine gewisse emotionale „Abstumpfung“ erforderlich, um die zahlreichen Eindrücke in der Stadt verarbeiten zu können, was ein soziales Distanziertsein zur Folge hat. So kann die Reserviertheit in Bezug auf die Preisgabe und die Beschäftigung mit eigenen Emotionen im Rahmen des Emotionstagebuchs auch als „Schutzmechanismus“ im (Arbeits-)Alltag verstanden werden. Außerdem bedeuten die eigenen Emotionen oftmals etwas sehr Intimes, das nicht gerne preisgegeben wird.

Grundsätzlich will ich über das Tagebuch v.a. die Ebenen Gefühle/Gedanken, narratives und interpretatives Vermögen, Erfahrungen und persönliche Geschichten als Bestandteil von Affekt sichtbar machen (vgl. Wetherell 2012: 14). In der Theorie wird der Reflexion über die eigenen Gefühle von den ForschungspartnerInnen auch durchaus Relevanz zugesprochen, allerdings wird die Machbarkeit in der Praxis nicht gesehen („geht unter“, „wird vergessen“, „Aufwand“). Die Auseinandersetzung mit den bzw. die Reflexion über die eigenen Emotionen wird von den ForschungspartnerInnen als störend im Arbeitsalltag aufgefasst, was sogar als spürbarer Widerstand beschrieben wird. Durch den klassischen Arbeitsalltag ist bei vielen Menschen bereits die Belastungsgrenze erreicht und das Emotionstagebuch durch den gegebenen Zeitaufwand schwer integrierbar. Daran zeigt sich, wie wenig Zeit

dafür bereit gestellt wird, sich seiner eigenen Emotionen bewusst zu werden bzw. diese zu reflektieren.

Eine Möglichkeit der Weiterentwicklung der Methode, um eine bessere Umsetzbarkeit zu erreichen, wäre die Entwicklung eines digitalen Tools⁸ (z.B. einer Emotionstagebuch-App). Papier, Stift und Tagebuch sind im Gegensatz dazu eventuell für einige ForschungspartnerInnen in der Umsetzung nicht so attraktiv, da sie zum einen als „veraltet“ empfunden, zum anderen mit mehr Privatheit verbunden werden als beispielsweise eine App. Aufgrund einer gewissen Technik-Affinität (und teilweise Technik-Fixierung) vieler Personen scheint ein digitales Tagebuch vielleicht leichter in den Alltag integrierbar. Eine zusätzliche Weiterentwicklung meiner Methode sehe ich darin mit dem Angebot von Incentives (Belohnungen) zu arbeiten, dafür dass Einträge in die Emotionstagebuch-App verfasst werden. Dieses in Aussicht stellen von Gegenleistungen könnte möglicherweise zu einer Erhöhung der Rücklaufquote führen. Allerdings muss im Zusammenhang mit dem Fokussieren auf eine App natürlich mitreflektiert werden, dass nicht alle Personen diese Technikaffinität besitzen und gewisse Zielgruppen damit nicht erreicht werden könnten. Auch in Bezug auf Datenschutz ist diesbezüglich Vorsicht geboten.

Außerdem muss mitreflektiert werden, dass durch ein digitales Tool ein anderes „Träger-Medium“ besteht, das durch Unterschiede im haptischen Erleben Auswirkungen auf die Ergebnisse hat. Heutzutage ist die Benutzung von Handys und Apps bei vielen Personen schon stark automatisiert und geschieht zum Teil unbewusst bzw. ohne starke Überlegungen zuvor. Für die Erforschung von Affekt (und dadurch auch von unbewussten Dimensionen) kann dies förderlich sein, während für manche Personen die Benutzung von Papier und Stift eine sehr bewusste Handlung und Überlegungen erfordert. Allerdings muss die Umsetzung und Realisierbarkeit der App in einem Verhältnis zum Forschungsaufwand stehen. Im Rahmen meiner Diplomarbeit war mir die Entwicklung einer App ressourcenbezogen nicht möglich.

⁸ Wie bereits in Kapitel 9.2. angeführt, wird im Bereich neue Technologien (v.a. mittels Smartphone) großes Potenzial für das empirische Arbeiten zum Thema Affekt gesehen. 139

10.1.3. Tiefeninterviews.

Ziel und Vorbereitung.

Das Tiefeninterview ist eine qualitative Interviewform, die stärker als andere Formen auf die Ermittlung latenter („unbewusster“) Sinnstrukturen abzielt (vgl. Hohl 2000: 145).

„Das Tiefeninterview ist ein Interviewverfahren, das von der Psychoanalyse inspiriert ist. [...] Es handelt sich um ein nur sehr wenig strukturiertes, offenes Interview, das angewandt wird, um verborgene, normalerweise nur schwer zu erfassende, unbewusste Motive und Einstellungen der interviewten Personen zu Tage zu fördern.“ (Poscheschnik 2010: 1)

Ziel dieser Methode ist es, verschiedene Themenbereiche detaillierter in einer intimen Gesprächssituation besprechen zu können und ihnen Raum zu geben, um neue Informationen zu erhalten. „Das heißt, dem Interviewten wird der Raum gelassen, seine Subjektivität möglichst ungehindert zu entfalten und alles zur Sprache zu bringen, was er für erzählenswert hält.“ (ebda.) Ein Leitfaden garantiert einen (inhaltlichen) Anhaltspunkt für den/die InterviewerIn, gewährt aber trotzdem einen flexiblen Ablauf des Interviews (Leitfaden der Interviews siehe Anhang). Wichtig ist, dass die Interviewsituation mitreflektiert wird.

Poscheschnik (ebda.) empfiehlt folgende Fragetechniken für ein Tiefeninterview:

- allgemeine erzählgenerierende Fragen, welche die als relevant definierten Themen anschneiden (z.B. Erzählen Sie mir doch einfach mal, was Ihnen zu xxx einfällt)
- Assoziationsfragen: Aufforderung, alles zu erzählen, was der interviewten Person zu einem bestimmten Stimulus-Wort einfällt (z.B. Was fällt Ihnen spontan zum Begriff xxx ein?)
- projektive Fragen, die sich auf einen visuellen Reiz beziehen (z.B. Zeitungsausschnitt), der zu den besprochenen Inhalten passt

Folgende Themenblöcke sind Inhalt der Interviews (natürlich ggf. mit Ergänzungen durch die Interviewten und Anpassung an die jeweilige Interviewsituation und den Gesprächsfluss):

- Reflexion in Bezug auf die (nicht) geführten Emotionstagebücher
- Reflexion über eigene Gefühle/Emotionen bei der Arbeit
- Reflexion über den eigenen Raumplanungs-Werdegang
- Reflexion über das vorherrschende Planungsverständnis und die Rolle als RaumplanerIn
- Reflexion über das Thematisieren von Emotionen in der Raumplanung

Durchführung.

Meine InterviewpartnerInnen sind RaumplanerInnen⁹, bezieht sich doch meine Diplomarbeit primär auf die Arbeit als RaumplanerIn. Die Einzelgespräche (sprich Dialog-Situation zwischen den Interviewten und mir) finden am Arbeitsplatz der jeweiligen Person statt und dauern ca. eine Stunde. Ein Aufnahmegerät zeichnet, nach vorheriger Einverständniserklärung des/r InterviewpartnerIn, das Gespräch auf, womit gewährleistet ist, dass ich am Gespräch teilhaben kann, ohne dass mein Fokus nur auf das Mitschreiben gerichtet ist.

Die Durchführung der Interviews ist für mich nicht so fordernd und anstrengend wie die der anderen Methoden, da ich darin bereits etwas Routine aus vorangegangenen Arbeiten gewonnen habe. Der Unterschied zu Interviews, die ich bisher durchgeführt habe, besteht diesmal darin, dass nicht unbedingt das Gesagte im Mittelpunkt steht, sondern ein ganzheitlicher Blick auf die Person, die Situation und alle damit in Beziehung stehenden Belange. Nicht nur Sachinformationen sind von Interesse, sondern Tonfall, Gesprächspausen, Körperhaltung, Stimmungen etc. Diese Kontextinformationen notiere ich im Anschluss an das Gespräch, das Interview transkribiere ich vollständig und versuche besonders Gesprächspausen etc. ebenfalls zu vermerken.

⁹ Im Gegensatz zu der Einschränkung bei der Wahl der ForschungspartnerInnen bei den Interviews werden alle anderen Methoden, aufgrund der interdisziplinären Zusammensetzung des Teams, auch mit MitarbeiterInnen anderer Professionen durchgeführt. 141

Reflexion.

Lohnend ist in diesem Zusammenhang die Beziehung zwischen Routine und Affekt noch ein wenig näher zu reflektieren. Wie bei Wetherell (2012: 12ff.) angeklungen, hat Affekt stets einen Zusammenhang mit Mustern und Rhythmus. Routinen vermitteln Sicherheit, in Routinen ist deshalb oftmals nicht so eine Offenheit gegenüber neuen Eindrücken gegeben. Diese Aspekte haben Einfluss auf Affekt und die Beziehung zwischen mir als Forscherin und meinen ForschungspartnerInnen. Über die Interviews wird erneut eine momentane auch rein physische Verbindung zwischen mir als Forscherin und meinen ForschungspartnerInnen hergestellt.

Das Führen von Interviews ist eine klassische Methode in der empirischen Sozialforschung, die sowohl Vorteile als auch Nachteile für die Erforschung von Affekt darstellt. Ein großer Vorteil besteht darin, dass ForschungspartnerInnen tendenziell eher bereitwillig zur Verfügung stehen (bekannte Methode, begrenzter Aufwand) und die Methode für beide Parteien ohne allzu großen Aufwand durchführbar ist. Der große Nachteil liegt eindeutig darin, dass der vermeintliche Fokus auf das Gesagte/Gewusste/Aussprechbare gelegt wird, der auf den ersten Blick nicht so gut mit der Abbildung von Affekt zusammenpasst. Die Herausforderung liegt also in der Beachtung der anderen Dimensionen (Körperlichkeit, Unausgesprochenes, zwischen den Zeilen lesen, Stimmungen), was sich zum Teil auch für mich als Interviewerin als schwierig gestaltet, da diesen Dimensionen auch von mir in der Vergangenheit zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Insgesamt zeigt sich, dass bei der Erforschung von Affekt der Interviewsituation deutlich mehr Beachtung entgegengebracht werden muss als bei „klassischen“ Interviews (z.B. Änderung von Körperhaltung, Tonlagen und Gesichtszügen). Dies erfordert erhöhte Konzentration und Aufmerksamkeit der Interviewenden auf die gegenwärtige Situation und auf körperliche Komponenten. Zusätzlich gestaltet sich die Aufzeichnung dieser und das in Kontext bringen mit den Transkripten als schwierig.

Mit dieser Sichtweise auf Interviews sind auch aus dieser Methode aufschlussreiche Aspekte in Bezug auf Affekt ableitbar. Allerdings können gruppensdynamische, in-

teraktive Handlungen in einem Team dadurch nicht bzw. nur retrospektiv abgebildet werden. Affekt im Arbeitsleben kann also nur retrospektiv aus affektiven Momenten während der Interviewsituation abgeleitet werden. Als ergänzende Methode ist das Tiefeninterview auch für die Erforschung von Affekt geeignet, allerdings sollten stets andere Methoden damit kombiniert werden, die die Körperlichkeit und Interaktionen mehr in den Mittelpunkt stellen.

10.1.4. Feldtagebuch.

Ziel und Vorbereitung.

Wie in Kapitel 9.2.3. beschrieben, kann das eigene Feldtagebuch der Forschenden eine wichtige Informationsquelle und verwendbares Material in der Erforschung von Affekt sein. Durch den prozesshaften Charakter bietet es einen Anhaltspunkt in der Beziehung zwischen der eigenen Person als ForscherIn und der Umgebung, sprich den räumlichen Situationen, menschlichen Begegnungen, emotionalen Stimmungen etc. Im Gegensatz zu Analyse und Interpretation, die oftmals erst Monate nach der empirischen Arbeit im Feld verschriftlicht werden, zeigt das Feldtagebuch unmittelbare Informationen aus der Situation und zeigt die „hidden struggles of fieldwork“ (Punch 2012: 86).

Dennoch ist das Offenlegen des eigenen Feldtagebuchs in der Wissenschaft noch ein eher unübliches Vorgehen. So fragt auch Punch (ebda.): „But why do we tend to keep our field diaries to ourselves? Why are we so apprehensive about being open and honest, revealing direct extracts from our field diaries?“ Als ForscherInnen möchten wir von unseren ForschungspartnerInnen oftmals sehr Persönliches über ihr Inneres und ihr Privatleben erfahren, gleichzeitig wird zumeist das Preisgeben der eigenen Verletzlichkeit und der eigenen Emotionen vermieden (vgl. Carter & Delamont 1996) – zum Teil auch, weil die Persönlichkeit und eigene Emotionen noch nicht in der Wissenschaft als Einflussfaktoren akzeptiert sind (im Gegensatz zu

Kategorien wie Geschlecht, soziales Milieu etc.) (vgl. Punch 2012: 87). Nichtsdestotrotz spielen diese Faktoren eine große Rolle in der empirischen Arbeit. So fällt sie z.B. extrovertierten Personen zum Teil leichter, während sich schüchterne Personen in den Möglichkeiten der Feldforschung eher eingeschränkt fühlen bzw. vor großen persönlichen Herausforderungen stehen (vgl. Moser 2008: 389).

In meiner Diplomarbeit finden sich immer wieder Ausschnitte aus meinem Feldtagebuch, da mir das Offenlegen meiner eigenen Emotionen wichtig ist. So meint auch Punch (2012: 86), „that guilt, apprehension, fears and worries are legitimate, common and even useful experiences of fieldwork“ und Blackman (2007: 771) ergänzt, dass „[t]he hidden ethnography plays a key role in the development and elaboration of knowledge production [...]“. Emotionen in der empirischen Arbeit von Seiten der ForscherInnen stellen wichtige Bezugspunkte für die Betrachtung der Ergebnisse aus den anderen verwendeten empirischen Methoden dar.

Durchführung.

Ich verfasse Einträge in nicht vorher festgelegten Abständen, aber auf jeden Fall stets nach einem „empirischen Feldkontakt“, bzw. teilweise sogar auch in der Situation selbst. Es fällt mir relativ leicht das Feldtagebuch zu verfassen. Manchmal fließen Gedanken und Gefühle, die bei mir während des Arbeitens aufkommen (Frustration, Wut, Angst, Freude) nur so aus mir auf das Papier meines Feldtagebuchs, wohl auch, da ich in der spezifischen Situation oftmals augenblicklich dafür keine/n AnsprechpartnerIn habe. Die Notiz in mein Feldtagebuch zu übertragen unterstützt mich auch beim Verarbeiten der eigenen Emotionen in Bezug auf meine Diplomarbeit.

„Ich sitze zu Hause an meinem Schreibtisch und habe eigentlich vor, an meiner Diplomarbeit weiterzuarbeiten, aber gedanklich bin ich nicht wirklich beim Thema. Es fühlt sich so an, als hätte ich im Moment nichts zu sagen. Meine Finger gleiten nur sehr langsam über die Tastatur, immer wieder stockt der Schreibfluss. Ich merke,

dass meine Sinne in der Bibliothek viel mehr auf Arbeiten fokussiert sind, als hier zu Hause. Dennoch „zwinge“ ich mich noch ein bisschen weiterzuarbeiten. Immer wieder schweiften meine Gedanken ab und es kommen Ängste mit der Diplomarbeit nie fertig zu werden und Zweifel an der eigenen Kompetenz hoch.“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 19.07.2017)

Neben der Möglichkeit eigene affektive Momente im alleinigen Arbeiten durch das Feldtagebuch zu reflektieren (siehe Auszug aus dem Feldtagebuch), können auch affektive Bedeutungen aus Begegnungen und Interaktionen im Forschungsprozess notiert und abgeleitet werden.

Reflexion.

Das Feldtagebuch stellt eine ideale Methode dar, um die Positionalität und Subjektivität der Forschenden selbst reflektieren und miteinbeziehen zu können. Auch die eigene Körperlichkeit (z.B. Gefühl der Verletzlichkeit) und Emotionen (z.B. Angst vor einer neuen Situation) der Forschenden kann festgehalten werden. Für mich war die Methode gut umsetzbar und für die Erforschung von Affekt essentiell. Allerdings ist nach Punch (2012: 93) noch weitere Forschung notwendig, wie das Feldtagebuch in dem Analyseprozess am besten integriert werden kann.

10.2. Analyse.

Dem Charakter einer Forschungsarbeit geschuldet ist das „Speichermedium“ jeder zuvor beschriebenen Erhebungsmethode der Text. Was nicht schriftlich notiert wurde, ist „vergessen“. Somit fungiert im Rahmen dieser Diplomarbeit Text als Träger von Affekt (siehe Kapitel 9.2.2.). Alle Textdokumente werden den verschiedenen Analysedimensionen unterzogen (siehe Abbildung 8), die stets miteinander in Beziehung gesetzt werden. Durch das in Bezug setzen der verschiedenen Textquellen und Analyseebenen versuche ich affektive Momente „herauszuschälen“.

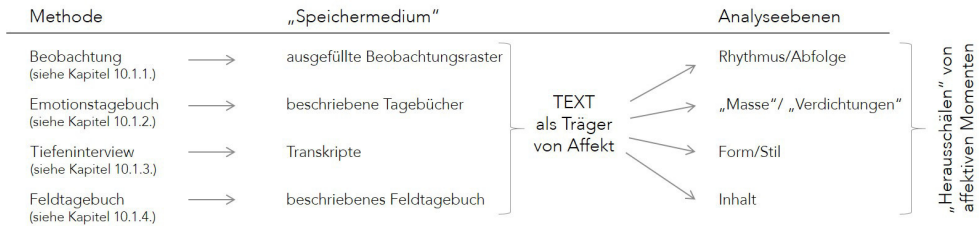


Abbildung 8: Schematischer Ablauf. Eigene Darstellung.

In Anlehnung an Kapitel 9.3. werden folgende Analyseebenen herangezogen:

- Rhythmus/Abfolge: Rhythmus wird als wichtiges Element von Affekt gesehen. Daher wird bei diesem Analyseschritt v.a. auf bestimmte Abfolgen und rhythmische Anordnungen (von Wörtern, von Pausen, von Stimmungslagen etc.) geachtet.
- „Masse“/ „Verdichtungen“: Hier werden v.a. Bereiche hervorgehoben, in denen eine intensivere Ansammlung von bestimmten (textlichen) Elementen (z.B. Wortwiederholungen direkt hintereinander, Ansammlungen von physischer Körperlichkeit an einer bestimmten Stelle) gegeben ist.
- Form/Stil: Dieser Schritt ist an eine klassische Textanalyse angelehnt und untersucht die Textstellen auf ihre formalen und stilistischen Charakteristika (z.B. in Bezug auf Redundanz, sprachliche Ausbrüche, Hyperbeln), die ein Hinweis auf affektive Momente sein können.
- Inhalt: Natürlich wird auch die Inhaltsebene der Textquellen einer Analyse unterzogen.

Während zunächst die Ebenen einzelnen analysiert werden, geht es im Anschluss darum, Querverweise zwischen den Ebenen zu finden und ein Gesamtbild zu erhalten. Eine methodische Schwierigkeit besteht darin die „latenten Sinnstrukturen interpretatorisch evident und damit intersubjektiv nachvollziehbar zu machen“ (Hohl 2000: 145). Entscheidend ist, dass obwohl Textquellen als Analysebasis dienen,

nicht ausschließlich das tatsächlich Gesprochene bzw. Notierte im Mittelpunkt der Auswertung steht, sondern gleichberechtigt auch Gesprächspausen, körperliche Aspekte, unausgesprochene Stimmungen, rhythmische Abfolgen etc.

Durchführung.

Zunächst konstruiere ich aus den ausgefüllten Beobachtungsrastern eine Art Zeitdiagramm, in dem die unterschiedlichen Dimensionen im zeitlichen Verlauf abgebildet werden können. Diese Darstellung verschafft mir einen ersten Überblick über Rhythmus-Verläufe, in denen bestimmte Verdichtungen zu erkennen sind. Mittels der Methode der Beobachtung werden damit vorrangig diese zwei Analyse-Dimensionen betrachtet. Anschließend unterziehe ich die Interview-Transkripte einer detaillierten Textanalyse. Mit verschiedenen Farbstiften markiere ich dabei die unterschiedlichen Analyseebenen (v.a. Form/Stil, Verdichtungen in Form von Wortwiederholungen, rhythmische Anordnung von Wörtern, inhaltliche Analyse), die sich teilweise an Textstellen überlappen. Auch körperliche Elemente, wie Sesselrutschen oder Positionsänderungen, werden markiert und den textlichen Inhalten an dieser Stelle besondere Beachtung geschenkt. Auch das Feldtagebuch wird eben einer solchen Textanalyse unterzogen. Die Analyse-Erkenntnisse wurden zunächst gesammelt, unstrukturiert notiert und durch Interpretation dann den einzelnen Forschungsfragen zugeordnet (vgl. Kapitel 12).

Reflexion.

An dieser Stelle ist es mir wichtig, kurz auf das Thema Affekt in der Analysetätigkeit einzugehen. Auch die Analyse muss vor dem Hintergrund meiner Person betrachtet werden. Sie wird nach angeführten Kriterien und Analyseebenen durchgeführt, dennoch schwingt immer eine Rest-Komponente an Subjektivem und Unbewusstem mit.

Über die Analyse des Beobachtungsrasters können Abläufe, Strukturen und Interaktionen im Team gut abgebildet werden, um Affekt im Arbeitsalltag sichtbar zu machen. Wie allerdings in Kapitel 10.1.1. angeklungen, stellt die Analyse des Beobachtungsrasters bereits eine Einschränkung dar, da durch meine begrenzte Aufnahmefähigkeit bei der Erhebung viele Aspekte nicht notiert werden konnten. Die Analyse stützt sich damit auf die „gefilterten“ Informationen – und muss einmal mehr vor dem Hintergrund der forschenden Person selbst betrachtet werden. Bei der Analyse der Interview-Transkripte ist es zunächst ungewohnt eine derart vielschichtige Analyse zu vollziehen, wobei die inhaltliche Ebene die zuletzt analysierte darstellt. Erstaunlich viele Informationen, v.a. in Bezug auf das Selbstverständnis als PlanerIn können aus den Interview-Transkripten und aus den verschiedenen Analyseebenen gewonnen werden (mehr dazu vgl. Kapitel 12).

Generell kommt in der von mir vollzogenen Analyse allerdings der Aspekt der Körperlichkeit wenig zur Geltung, da die methodische Erfassung und ausreichende Analyse von Körperlichkeit empirisch noch eine große Herausforderung darstellt und vor allem in der Raumplanung noch eine recht ungewohnte Ebene ist. Weitere Methodenexplorationen scheinen notwendig, um Methoden zu entwickeln, die mit nicht übermäßigem Aufwand durchführbar sind und die Körperlichkeit besser „speichern“ und analysieren können. Ein interessanter Ansatz zur Weiterentwicklung könnte sein, das Thema Affekt in die in der Raumplanung sehr gängige Methode der Fokusgruppe zu integrieren (näheres dazu vgl. Kapitel 13.2.). Mittels Audio- und Videoaufzeichnung könnten sowohl körperlich visuelle, als auch körperlich auditive Informationen gespeichert und vielschichtige Informationen über eine detaillierte Analyse abgeleitet werden. Außerdem erscheint es mir im Kontext der Raumplanungsarbeit sinnvoll, auch Skizzen und planerische Darstellungen in ihrer Entstehung mit dem Thema Affekt zu konfrontieren und diese neben textlichem Material als Träger von Affekt zu integrieren.

10.3. Beschreibung des Samples.

Für den empirischen Part meines Forschungsinteresses steht mir die GB*10 zur Seite, die ich bewusst wähle, um ein eher ungewöhnliches Thema in der Raumplanungsdisziplin mit teilweise ungewöhnlichen Methoden umzusetzen. Die Offenheit und die Neugier, die mir das Team entgegen bringt, ermöglicht es mir, meine Vorstellungen mit ihnen gemeinsam weiterzuentwickeln und gemeinsam das Thema Affekt in der Raumplanung zu erforschen.

Das Team umfasst neun Personen, in einer interdisziplinären Zusammensetzung (RaumplanerInnen, LandschaftsplanerInnen, ArchitektInnen, eine Juristin und ein Ingenieur) in unterschiedlichem Alter mit doppelt so vielen Frauen als Männern.

Im Folgenden ist eine detaillierte Samplebeschreibung für die einzelnen Methoden angeführt:

- Die Beobachtung erfolgt in den Büro-Räumlichkeiten der GB*10 mit dem gesamten Team (bzw. mit den anwesenden Personen an den jeweiligen Tagen) an zwei (nicht aufeinanderfolgenden) Tagen: am 02.05.2017 für ca. 6 Stunden, am 09.05.2017 für ca. 9 Stunden (inklusive geführtem Stadtspaziergang).
- Das Führen eines Emotionstagebuches wird allen Personen vorgeschlagen, wobei (trotz Erinnerungen meinerseits während den Interviews) leider kein Rücklauf generiert werden kann.
- Die Interviews werden mit zwei ausgewählten Personen durchgeführt. Kriterium ist das Absolvieren einer Raumplanungsausbildung, ansonsten wird auf Unterschiede hinsichtlich Alter und Geschlecht geachtet. Die Interviews finden am Besprechungstisch des Büros statt (ohne „ZuhörerInnen“ in Bezug auf KollegInnen; ein Interview wird durch „Laufkundschaft“ kurzfristig unterbrochen) und dauern ca. je eine Stunde.

10.4. Subjektivität in der empirischen Arbeit.

Im empirischen Arbeiten mit Affekt zeigt sich deutlich, wie sehr man als ForscherIn mit seiner Arbeit verbunden ist. Ich merke oft sehr intensiv, dass mich mit meiner eigenen Diplomarbeit starke Emotionen verbinden und meine eigene Körperlichkeit die Basis des Arbeitens darstellt. Mit dem Involviert Sein in das Thema Affekt über zahlreiche Monate hinweg wird mir bewusst, dass ich insgesamt achtsamer und intuitiver meiner Umgebung und mir selbst gegenüber werde. Das Thema kann genauso wenig „abgestellt“ werden, wie Affekt „abzustellen“ ist. Selbst wenn ich nicht gerade aktiv an meiner Diplomarbeit arbeite, kommt es immer wieder zu Sequenzen wie folgender:

*„Ich sitze in meinem Lieblingslokal am Karlsplatz und möchte meine Mittagspause vom Schreiben an der Diplomarbeit in der Bibliothek genießen. Aber meine Gedanken kreisen nach wie vor rund um die Diplomarbeit und um die bevorstehenden ersten empirischen Schritte. Unweigerlich bin ich gedanklich bei Lefebvres Rhythmusanalyse und automatisch richten sich meine Sinne auf das Erspüren der verschiedenen Rhythmen – meines eigenen Rhythmus, auf den Rhythmus meiner Umgebung und die gegenseitige Beeinflussung. Plötzlich nehme ich meine eigene etwas angespannte körperliche Befindlichkeit, meine frohe Stimmung über das gute Essen, die lauten Umgebungsgeräusche, die ungestümen Bewegungen um mich herum und deren Veränderungen um ein Vielfaches bewusster wahr. Ich versuche mich von der hektischen und unruhigen Mittagsgeschäfts-Stimmung im Lokal nicht anstecken zu lassen, weiterhin konzentriert und ruhig über meine Diplomarbeit nachzudenken und das gute Essen zu genießen, aber es fällt mir schwer: das immer lauter werdende Stimmengewirr, das Klappern von Geschirr, das etwas hektisch werdende Personal, immer neue Leute, die hinter mir kommen und gehen ... Langsam wird mir das aufgeregte Treiben um mich herum zu viel und ich würde am liebsten alle Reize „abstellen“, aber dann versuche ich das als Teil meiner „Übungsarbeit“ für das Beobachten in der GB*10 zu betrachten und Vorteile aus meinem Sein in dieser lebhaften Umgebung zu ziehen. Nach dem Essen nehme ich meinen*

Laptop aus der Tasche und verfasse diese Zeilen, somit wird diese Mittagspause auch als Teil meiner Diplomarbeit festgehalten. Langsam wird es wieder ruhiger im Lokal, kurz vor 14 Uhr hat sich das größte Mittagsgeschäft gelegt und auch ich werde wieder ruhiger. Plötzlich nehme ich für mich angenehme Radiomusik wahr, die mir zuvor gar nicht aufgefallen ist. Meine Finger gleiten entspannt über die Tastatur, die Textzeilen fließen. Hinter mir ist immer noch leises Stimmengewirr, mein Blick richtet sich gelassen aus dem Fenster auf die Paniglgasse, Menschen hetzen vorbei ...“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 27.04.2017)

Vor allem nach dem ersten Beobachtungstag merke ich, wie sehr mich das Beobachtete noch nachwirkend beschäftigt. Neben der allgemeinen Anstrengung des Beobachtungsprozesses, beschäftigt mich vor allem das viele Neue, das ich erlebe, all die Leute und Auszüge aus ihrem Leben, von denen ich in kurzer Zeit erfahren habe, im Nachhinein noch sehr. Auch Widdowfield (2000: 201) betont das Zusammentreffen von unterschiedlichen Lebensgeschichten (ForscherIn und ForschungspartnerInnen) im Einsatz von qualitativen Methoden und die dadurch teils entstehende emotionale Belastung.

„Jetzt zu Hause angekommen fühle ich mich ziemlich erschöpft und irgendwie kommt mir alles so surreal vor. So viele neue Eindrücke, Menschen, Namen, Aufgaben, Lebensgeschichten, Stimmungen müssen verarbeitet werden – und ich muss sie in den Kontext meines Lebens und meiner Arbeit bringen. Meine eigene Stimmung ist gerade etwas gedrückt, und ich weiß auch nicht warum. Eigentlich könnte ich glücklich sein, so nette Leute kennengelernt zu haben, aber noch bin ich so im Reflektieren und in Gedankengängen gefangen, dass ich keine für mich positiven Emotionen erleben kann.“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 02.05.2017)

Im empirischen Arbeiten ist vor allem mit dem „Funktionieren“ der Methoden viel persönliche Anspannung verbunden, basiert doch ein (Groß-)Teil der Forschungsarbeit darauf. Wie in Kapitel 8.2. beschrieben ist das Reflektieren dieser eigenen Gefühle als ForscherIn besonders beim Einsatz von qualitativen Methoden von großer Relevanz.

„Im ersten Moment bin ich schockiert als ich im Mail von C. lese, dass niemand das Emotionstagebuch geführt hat – immerhin habe ich mir viel von dieser Methode erwartet und sie war für mich das „Besondere“ an meiner Arbeit.“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 18.05.2017)

„Ich fühle mich gut vorbereitet und freue mich auf die Interviews, da ich damit bereits Erfahrung gesammelt habe und die Leute schon kenne. Trotzdem bin ich etwas angespannt, da ich das Gefühl habe, diese Interviews müssen jetzt meine Diplomarbeit „retten“, weil schon das Emotionstagebuch nicht funktioniert hat.“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 06.06.2017)

Gerade in Bezug auf die Erforschung von Affekt finde ich es teilweise schwer im Durchführen der Methoden die „richtige“ Mischung aus Konzentration und offener Lockerheit zu finden, um alles gut auf mich wirken zu lassen. So habe ich oft den Eindruck, dass ich weit mehr erlebe, empfinde und wahrnehme, als ich notieren kann. Die Sorge, dass ich etwas Wichtiges „verpasse“, dass ich Affekte nicht greifbar und treffend genug festhalten kann, weil vieles im Raum „schwebt“ und zu uneindeutig für mich bleibt, um es in den passenden Worten schriftlich notieren zu können, ist mein ständiger Begleiter.

„Das Beobachten und Notieren fällt mir heute teilweise schwerer als sonst. Ich fühle mich ratlos und Sorge mich, dass mir entscheidende Informationen verloren gehen, weil ich nicht alles aufnehmen kann. Ich habe Angst das „Wichtige“ nicht zu erkennen.“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 09.05.2017)

Hier hilft es, mir in Erinnerung zu rufen, dass jede Beobachtung selektiv ist (vgl. Diekmann 2014: 567) und dass gerade bei der Erforschung von Affekt die eigene Wahrnehmung als ForscherIn wichtiger Teil der Gesamtsituation ist (vgl. Knudsen & Stage 2015: 5). Mit diesem Kapitel möchte ich in Anlehnung an die in Kapitel 8.4. postulierte Subjektivität light (vgl. Wetherell 2012: 139) den Forschungsprozess in seiner Relationalität besser greifbar machen und als Teil von wissenschaftlichem Arbeiten festigen. Im folgenden Kapitel wird das empirische Arbeiten zum Thema Affekt generell methodisch reflektiert und der weitere Entwicklungsbedarf aufgezeigt.

11. Reflexion über Affekt & empirisches Arbeiten.

Wie in Kapitel 9 theoretisch fundiert, bringt das Arbeiten mit Affekt noch zahlreiche methodologische Schwierigkeiten mit sich. Während die Bedeutung und Entwicklung des Begriffs auf der theoretischen Ebene schon weit fortgeschritten ist (wenn auch nicht in diesem Ausmaß in den raumbezogenen Disziplinen), so zeigen sich noch etliche offene Fragen beim empirischen Arbeiten mit dem Affekt-Begriff. So ist beispielsweise die Eingrenzung des Begriffs eine große Herausforderung: wo liegt der Anfang, wo das Ende von Affekt? Die Kriterien für den Beginn von Affekt und das empirische Erheben des Endes bezeichnen Dirksmeier & Helbrecht (2013: 78) als „theoretisches Problem mit starker Strahlkraft auf empirisches Arbeiten“. Dem Begriff Affekt wohnt etwas Grenzenloses, Uneinschränkbares, Immerwährendes inne, was die Integration in andere Disziplinen und Themenbereiche auf theoretischer Ebene gut ermöglicht, allerdings die Forschenden auf einer empirischen Ebene vor große Herausforderungen stellt. Im Fall meiner Diplomarbeit versuchte ich Analysekriterien und Dimensionen aus der Theorie abzuleiten, um Affekt greifbar zu machen (vgl. Kapitel 9.3.). In meinem Verständnis besitzt das Fassen der Grenzen von Affekt keine hohe Priorität, ist Affekt doch allgegenwärtig und ändert nur seine Intensitäten, Rhythmen und Muster. Meiner Meinung nach geht es in der Erforschung von Affekt, um das Erfassen der Wechsel und bestimmter Handlungen und Interaktionen, die dazu beitragen, Affekt sichtbar zu machen.

Eine weitere Herausforderung liegt in dem Spannungsfeld zwischen Affekt und Text. Affekt beinhaltet auch nicht sprachlich erfassbare Komponenten (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2011), das wissenschaftliche Arbeiten basiert allerdings im Resultat fast immer in großem Ausmaß auf Text. Entscheidend ist demnach das Anerkennen von nicht erfassbaren „Rest-Komponenten“ und das Schaffen von Begrifflichkeiten, um Affekt in Analyse und Interpretation als Text wiedergeben zu können. Nach Dirksmeier & Helbrecht (2013: 79) besteht darin eine noch zu lösende Schwierigkeit. Affekt mit seiner starken körperlichen und unbewussten Komponente steht dabei in einem gewissen Gegensatz zum Text. Zwar ist Text auch ein wichtiger Träger von

Affekt (vgl. Kapitel 9.2.2.) und stellt damit auch legitimes „Speichermedium“ von Affekt in dieser Diplomarbeit dar (vgl. Kapitel 10.2.), allerdings fehlt eine konsistente Begrifflichkeit, um all diese nicht-text-affinen Dimensionen textlich möglichst vollständig wiedergeben zu können.

Außerdem erweist sich die Methodenwahl als empirische Herausforderung. Es gilt Methoden zu finden, die einerseits Affekt (und die Körperlichkeit) ausreichend aufnehmen und „speichern“ können und andererseits auch von den ForschungspartnerInnen akzeptiert werden. Wie die Erfahrungen aus dieser Diplomarbeit zeigen, ist das experimentelle Erkunden von neuen Methoden dem Risiko ausgesetzt, dass diese von den ForschungspartnerInnen als nicht praktikabel und zeitaufwändig empfunden werden, während „klassische“ Methoden, wie Interviews, auf deutlich weniger Widerstand stoßen. Das bedeutet für das empirische Arbeiten mit Affekt einerseits, dass „klassischere“ Methoden auf ihre Potenziale zur Erforschung von Affekt weiter getestet werden sollten, andererseits aber auch, dass mehr Zeit und Ressourcen in die Entwicklung von „neuen“ Methoden gemeinsam mit ForschungspartnerInnen fließen müssen. Außerdem ist zu bedenken, dass oftmals generell eine gewisse Reserviertheit dem Thema gegenüber besteht (wie viel möchten die ForschungspartnerInnen preisgeben). Wichtig hierbei ist es eine gute und offene Atmosphäre zwischen ForscherIn und ForschungspartnerInnen zu schaffen.

Im empirischen Arbeiten zeigt sich außerdem, dass alleine das Thema schon eine gewisse Irritation hervorruft. So scheinen der Kontext und die Relevanz von Affekt in der Raumplanung für viele zunächst nicht gegeben, woran ich mich selbst erst gewöhnen musste, wie folgender Ausschnitt aus dem Feldtagebuch zeigt:

„Das Thema bereitet mir grundsätzlich große Freude und ich kann mich gut damit identifizieren. Für mich ist diese Sichtweise (Reflektieren, gesamtheitliche Sichtweise, Affekt Bedeutung zu geben) inzwischen ganz natürlich und ich bin fasziniert, vieles nun auch in der Literatur als „Beweis“ dafür, dass es auch andere so empfinden, anzutreffen. Allerdings merke ich, dass es vielen Menschen in Bezug auf dieses Thema ganz anders geht als mir. Es wird deutlich, dass einige Personen zunächst mit

dem Thema nicht wirklich etwas anfangen können. Ich bin verwundert und irritiert und es dauert eine Zeit lang bis ich verinnerlicht habe, dass das Thema für andere nicht so greifbar ist wie für mich.“ (Auszug aus meinem Feldtagebuch, 13.07.2017)

Die intensive Verbindung zwischen ForscherIn und Forschungsthema ist durch den Charakter von Affekt erforderlich. Ein Erforschen von Affekt ohne die Reflexion über die eigene Körperlichkeit, die eigenen Emotionen etc. klammert meiner Meinung nach essentielle Dimensionen des Begriffs aus. Nach wie vor herrscht eine große Diskrepanz zwischen Stand der Theorie und Stand der Empirie. Wir ForscherInnen sind also selbst gefragt, dieses Feld weiter voranzutreiben, was allerdings in der Disziplin der Raumplanung sicher noch einiger „Aufklärungsarbeit“ bedarf, besonders in Bezug zum Kontext der Raumplanung und der Relevanz des Themas für die Arbeit als RaumplanerIn.





Teil IV. Zusammenführung. Affektbasierte Planung.

12. Interpretation.

Zu Beginn möchte ich kurz nochmals die Arbeitsbegriffe des Körperverständnisses „think through the body“ und des Affektverständnisses anführen, um in Erinnerung zu rufen, wie die Begriffe hier verstanden werden. Der Begriff Körper unterliegt einem prozesshaften Verständnis, mit Betonung der relationalen und vereinenden Komponente. Affekt „gibt“ es, der Fokus wird auf das Hier und Jetzt gesetzt, Körperlichkeit dient als Basis. Affekt kann nicht losgelöst von kognitiven Prozessen betrachtet werden, wird in Handlungen sichtbar und fungiert als intra- und intersubjektive Kraft (relationale und soziale Komponente).

Im Rahmen der empirischen Methoden-Exploration (die Beobachtungen angelehnt an Lefebvres Rhythmusanalyse, das Emotionstagebuch und die Tiefeninterviews) zeigt sich, dass die Beschäftigung mit den eigenen Emotionen im (Raumplanungs-) Arbeitsleben ein eher ungewohntes Terrain darstellt und das Thema meiner Diplomarbeit durchaus eine gewisse Irritation hervorruft. Diese Erkenntnisse sind einerseits aus der inhaltlichen Ebene der Gespräche zu ziehen, andererseits aber auch indirekt aus den anderen Analyseebenen. So kommt es oftmals bei persönlicheren, emotionaleren Themen zu einem stockenderen Redefluss, als wenn beispielsweise über scheinbar sachliche Informationen, Arbeitsgeschichten und Projekte erzählt wird. Dies kann ein Anzeichen dafür sein, dass das Berichten über subjektive, emotionale Belange sehr ungewohnt ist. Berichte mit scheinbar geringerer emotionaler Beteiligung werden hingegen fließender erzählt.

Im Folgenden werden die aufgestellten Forschungsfragen (vgl. Kapitel 6) herangezogen, um das analysierte empirische Material zu interpretieren und zu gliedern.

12.1. Rollenbilder & Anspruch an Objektivität.

FF 1: Wie wurden und werden (eigene) emotionale und körperliche Aspekte in der Planungspraxis und im Planungsverständnis der Raumplanung thematisiert?

In den Interviews wird deutlich, dass oftmals nur recht zögerlich eine Definition von Raumplanung gegeben werden kann. Es fällt also merklich schwer, das eigene Selbstverständnis als PlanerIn zu formulieren. In den Vordergrund gerückt werden das Bedürfnis praktisch zu arbeiten (in Abgrenzung zum wissenschaftlichen Arbeiten an der Universität) und die Vielzahl an (räumlichen) Maßstäben in der Raumplanung. Der Begriff Maßstab wird dabei vorrangig mit räumlichen Aspekten konnotiert. In das Zugeständnis von vielen Maßstäben in der Raumplanung kann allerdings auch das Vorhandensein von zahlreichen Wert- und Anforderungs-Maßstäben interpretiert werden, die das Definieren eines Selbstverständnisses als PlanerIn so komplex machen.

Planung wird dabei vor allem mit Verbesserung assoziiert und ein Befriedigungsgefühl vorrangig durch die Abfolge „gedacht – erarbeitet – umgesetzt“ herbeigeführt. Im Kontext der Arbeit der GB*10 wird angemerkt, dass das (eigene) Verständnis von Raumplanung strapaziert wird, wenn man „nur“ Beratung, Moderation, Prozessbegleitung, Vernetzung etc. durchführt. Es birgt ein gewisses Frustrationspotenzial, da die konkrete Umsetzung nach wie vor meistens definiertes Ziel der eigenen Befriedigung ist. Das Fokussieren auf Prozesse wird deshalb als „Rettungsanker“ (Interview #: Zeile 286) empfunden. Trotzdem funkt das (versteckte) Ideal des Planens und Umsetzens dazwischen. Ganz verdeckt kommt immer wieder der Anspruch eines/einer objektiven fachlich sachlichen Planenden zum Vorschein.

So wird betont, dass die Qualität der Raumplanung darin liegt, einen Überblick zu haben und Input zu leisten anstatt in konkreter Planungsarbeit. Raumplanung wird dabei als „Hintergrundjob“ (Interview #: Zeile 251) wahrgenommen. Als PlanerIn bedeutet das, dass man genügsam und uneitel sein muss, da man nicht die Person ist, die im Vordergrund steht und (sofort räumlich sichtbare) Erfolge einholt. Diese

Tatsache wird als besonders schwierig für das (berufliche) Selbstwertgefühl deklariert. Trotzdem wird erwähnt, dass das Fungieren im Hintergrund mit Überblick und Vernetzung nicht als Schwäche, sondern als essentieller Aspekt der eigenen Arbeit als PlanerIn gesehen werden sollte. Raumplanung müsse sich in diesem Zusammenhang besser selbstvermarkten (vgl. Interview #: Zeile 250). Dennoch wird deutlich, dass die Personen selbst mit dem Bild kämpfen, dass man nicht der/diejenige sein wird, der/die große sichtbare räumliche Veränderungen erzielen wird. Rational sollte man anerkennen, dass Raumplanung ein Hintergrundjob ist, dessen Wichtigkeit im Überblick und in der Vernetzung besteht. Allerdings wird emotional gesehen Befriedigung und Erfolg dann doch v.a. an einem konkret sichtbaren, räumlich erfahrbaren, Ergebnis ausgemacht. Dieses Spannungsfeld zeigt, dass die Auflösung von starren Trennlinien in der Disziplin der Raumplanung auch eine Erleichterung für den/die PlanerIn selbst bedeuten könnte (vgl. Kapitel 12.2. und 12.7.).

Über das Einnehmen einer gewissen Vorreiterrolle und Pionierarbeit, mit der Wertschätzung, Anerkennung und Dankbarkeit verbunden werden, wird viel Genugtuung abgeleitet. Das Gefühl zu haben, dass man etwas bewirkt und die Vorstellung, dass man als „Impuls“ (Interview #: Zeile 218) agiert, leitet das eigene Arbeiten an. Eine solche Position wird als „erfrischende Sache“ (Interview #: Zeile 82) tituliert, was zeigt, dass etwas bewegen und verändern und gutes Feedback bekommen, wesentliche Elemente für positive Emotionen in der Arbeit sind. Allerdings kann aus dem Redefluss abgeleitet werden, dass diese Position nicht so häufig vorkommt und oft von anderen Aspekten überlagert wird. Wenn „Herzblut“ (Interview #: Zeile 95), Engagement und Ressourcen in ein Projekt gesteckt werden, das schlussendlich nicht zustande kommt bzw. nicht das Gehör findet, das man sich erhofft hat, wird Frustration oft mit einer intensiven körperlichen Komponente verbunden (siehe „Herzblut“).

Im Selbstverständnis der Disziplin wird auch die Exotik der Raumplanung als wesentliches sinnstiftendes Element hervorgehoben. Durch die Außenwirkung, dass es kein Null-Acht-Fünfzehn Job ist, wird Anerkennung gezogen. Durch die Exotik wird

ein Teil der eigenen Legitimation und Anerkennung als PlanerIn geholt. Auch Baum (2015: 510) sieht den Wunsch nach Abgrenzen und Abheben von der „Masse“ und anderen Berufsfeldern als Teil der Legitimation und der Identität als PlanerIn und als einen Grund, warum Rationalität und Argumentation mit Fachwissen so stark im Selbstverständnis als PlanerIn verankert sind. Auch über eine gewisse Exotik und Besonderheit wird eine Abgrenzung vollzogen, da wenige auf den ersten Blick wissen, was genau der Aufgabenbereich von Raumplanung ist.

Den Begriffen Raumplanung und Raumordnung wohnt ein gewisser Ordnungsaspekt inne. Vor allem in diesem Zusammenhang wird teils scharfe Kritik an der eigenen Profession geübt und zögerlich die These aufgestellt, dass die planende/ordnende Dimension in der Praxis durch das Ungleichgewicht zwischen großen Ansprüchen in der Theorie und im Selbstverständnis (objektiv, rational, geordnet, zukunftsfähig, nachhaltig, wir wissen was richtig ist) einerseits und in der gelebten bzw. vorgefundenen Praxis in Österreich andererseits (Zersiedelung und Flächenverbrauch) gescheitert sei (vgl. Interview #: Zeile 263ff.). Ein hoher Anspruch an die Disziplin der Raumplanung wird allerdings auch in gewisser Weise als notwendig erachtet, v.a. in Bezug auf große strukturelle Probleme (z.B. Klimawandel, Zersiedelung ...). Hier zeigt sich ein erneutes Spannungsfeld zwischen hohem Ordnungs-Anspruch an die Disziplin, der Wichtigkeit von Visionen und der Realität. Durch fehlende Möglichkeiten, etwas Einendes zwischen diesen vermeintlichen Gegensätzen zu finden, wird der Disziplin aus der Praxis heraus durchaus ein Scheitern bzw. ein Gescheitert sein konstatiert. Wie später noch ausführlicher beschrieben wird, könnte das Miteinbeziehen von Affekt einen Beitrag dazu leisten, die Grenzen zwischen Anspruch und Realität aufzuweichen und dadurch einen Mehrwert für die Arbeit und das Selbstverständnis als PlanerIn darstellen.

Interessant ist auch, dass die Stadt als „Organismus“ den „rationalen, bewussten Entscheidungen“ von Planung gegenübergestellt wird (Interview #: Zeile 156f). Sprachlich kommt dabei eine biologische Komponente ins Spiel, die im Gegensatz zur oft technokratischen Wortwahl in der Planung, den vermeintlichen Dualismus

mit gewachsenen, organischen, natürlichen Strukturen und rationaler, technischer Planung im Verständnis indirekt unterstreicht.

Prägnant scheint das Verständnis von verschiedenen Rollen als PlanerIn zu sein (der Begriff „Rolle“ kommt auch quantitativ in den Interviews sehr oft vor). Auch innerhalb des Teams werden verschiedene Ebenen und Rollen angesprochen, so gibt es einerseits die menschliche, andererseits die fachlich, sachliche Ebene. Was hier getrennt angesprochen wird, fließt in der Wirklichkeit des Arbeitsalltags aber zusammen. Das Agieren in Rollen kann auch in Verbindung mit der vollzogenen Trennung zwischen Arbeits- und Privatleben gesehen werden (vgl. Kapitel 12.3.). Die Rolle des/der fachlich Planenden wird dabei als Ideal gesehen, das dargelegt wird, wenn es gilt mit Emotionen z.B. in kommunikativen Planungsprozessen umzugehen. Das Credo lautet hierbei die eigenen Emotionen zurückzuhalten, sprich auch bei Wortmeldungen und Themen, bei denen man sich privat aufregen würde, den Ärger zu unterdrücken. Es zeigt sich, dass die Relevanz der (eigenen) Emotionen im Kontakt mit BewohnerInnen z.B. bei Diskussionsveranstaltungen noch nicht so reflektiert vorhanden ist. Es wird versucht, die „Wogen zu glätten“ und zu „vermitteln“ (Interview *: Zeile 366f), doch wie der (körperlichen und sprachlichen) Situation im Interview zu entnehmen ist, funktioniert diese Strategie nicht immer so gut. Im Umgang mit Beschuldigungen scheint die Strategie zu sein, argumentativ zu bleiben und dadurch eine Verteidigungsposition einzunehmen, in der es gilt die „Rolle zu verteidigen“ (Interview *: Zeile 386). Der relationale Aspekt der Arbeit wird dabei immer wieder hervorgehoben, es werden die verschiedenen Meinungen betont, die das Arbeiten teilweise „konfliktreich“ (Interview *: Zeile 393) machen und dass viel Miteinander oder viel Gegeneinander besteht. Mit den Rollen-Zuweisungen sind bestimmte Erwartungshaltungen verbunden – zum einen von außen, zum anderen aber auch Ansprüche an sich selbst als PlanerIn.

Der Anspruch an Objektivität wird dabei mit „offen für alles“ sein (Interview #: Zeile 302) gleichgesetzt, sprich mit dem Annehmen von Meinungen und Beschwerden von BewohnerInnen, auch wenn man selbst anderer Meinung ist. Das Zurückneh-

men der eigenen Einstellungen und Wertvorstellungen fällt dabei oft nicht leicht, die Professionalität verlange es aber, die eigene Meinung nicht offenzulegen, sondern stattdessen mit Fachwissen zu argumentieren. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Wechselspiel zwischen einerseits andere Meinungen offen annehmen und andererseits mit dem eigenen Fachwissen argumentieren, impliziert dieses Verständnis doch, dass das eigene (Fach-)Wissen über das Wissen/der Meinung der anderen gestellt wird, indem man versucht zu überzeugen bzw. die Rolle der Planenden zu verteidigen. Das Ausmaß, wie objektiv man sein soll, scheint einem selbst oftmals unklar. Die Planenden befinden sich in einem Zwiespalt aus PlanerInnen-Rolle und eigener Vision, die auch als wichtig erachtet wird. Diese Balance zu finden wird als ständiger innerer Kampf beschrieben: einerseits möchte man, dass etwas weitergeht, andererseits soll man „alle“ miteinbeziehen. Wobei in diesem Zusammenhang teilweise auch Zugeständnisse gemacht werden, dass es „die Leute“ bzw. „alle“ gar nicht gibt, weil „jeder Mensch halt verschieden ist“ (Interview #: Zeile 316). Interessant ist, dass dieses Zugeständnis an Individualität ausschließlich im Kontext von „den Leuten“ gemacht wird und nicht auf sich selbst bzw. auf die PlanerInnen-KollegInnen, was das Beharren auf der Rolle als PlanerIn weiter unterstützt.

Hinter dem Beharren auf Objektivität steht auch eine Rechtfertigung der Legitimation als PlanerIn. PlanerInnen nehmen, wie in einem Interview beschrieben wird, im Gegensatz zu PolitikerInnen eine „objektive Rolle“ (Interview *: Zeile 399) ein, da sie nicht die Interessen bestimmter Gruppen vertreten, sondern Fachwissen. Diese Aussage bringt zwei Themen ans Licht, die kurz in Bezug auf Affekt diskutiert werden sollen: einerseits das Thema Affekt und (Fach-)Wissen und andererseits das Thema Politik und Affekt. Das Fokussieren der Daseinsberechtigung als PlanerIn auf Fachwissen ist in Bezug auf das Miteinbeziehen von Affekt schwierig. Die Anerkennung von anderen (oftmals als minderwertig angesehenen) Wissensformen, z.B. intuitives Wissen, Unbewusstes, Erfahrungswissen, und eine Gleichberechtigung dieser Wissensformen in Bezug auf Fachwissen, stellen die Basis einer Anerkennung von Affekt dar (mehr zum Verhältnis der unterschiedlichen Wissensformen und de-

12.2. Affekttheorie & Selbstverständnis der Raumplanung.

FF 2: Wie kann durch die Anwendung der Affekttheorie das Selbstverständnis der Raumplanung methodisch und inhaltlich erweitert werden?

Aus dem vorherigen Abschnitt kann ein Ist-Stand in Bezug auf das Selbstverständnis als PlanerIn abgeleitet werden. Es wird deutlich, dass es nicht das EINE Raumplanungs-Verständnis gibt und dass eine große Bandbreite sowohl in der theoretischen Beschäftigung (Planungstheorie) (vgl. Kapitel 4), als auch in der praktischen Umsetzung besteht. Die Gemeinsamkeit liegt allerdings darin, dass das Subjektive des/der PlanerIn kaum bis gar nicht thematisiert wird – und wenn, dann zumeist nicht als Mehrwert gesehen wird.

Raumplanung ist eine breite Disziplin mit schwammigen Grenzen und sich wandelnden Anforderungen und bietet dadurch gute Anknüpfungspunkte an die Affekttheorie. Ein rein technokratisches Verständnis von Raumplanung kann durch das Miteinbeziehen von Affekt gelockert werden – wobei auch dieser technische Aspekt von Planung seinen Platz findet, allerdings stets vor dem Wissen, dass auch zahlreiche andere Aspekte (z.B. die eigene Körperlichkeit, zufällige Begegnungen, zwischenmenschliche Interaktionen, Stimmungen) großen Einfluss auf die Arbeit haben. Theoretisch-reflektiert und aus meiner empirischen Arbeit sehe ich für die Raumplanung folgende Erweiterungsmöglichkeiten aus der Affekttheorie:

- Das relationale Verständnis von Raum wird gestärkt.
- Die eigene Körperlichkeit wird in das Selbstverständnis als PlanerIn miteinbezogen, wodurch die Verletzlichkeit des eigenen Körpers (vgl. Thrift 2007: 238) als Teil des Arbeitens gesehen wird, da der Körper als Bindeglied zwischen Arbeits- und Privatleben fungiert.
- Die Relevanz der eigenen Person als PlanerIn und die des individuellen Wissens wird gestärkt, wobei Wissen an dieser Stelle als verschiedene Wissensformen verstanden wird (z.B. auch intuitives Wissen).

- Die Körperlichkeit (die eigene und die der anderen) im Sinne von „thinking through the body“ (vgl. Kapitel 1.3.) fungiert als Abbau von vermeintlichen Hierarchien (vgl. Farquhar & Lock 2007: 14f.) und stärkt die Relevanz der augenblicklich erlebten Situation (Fokus auf das Hier und Jetzt).
- Aktuell oftmals stark fokussierte und erlebte Rollenbilder können langsam aufgelöst werden, wodurch das Spannungsfeld zwischen Innen und Außenwirkung reduziert werden kann.
- Der Begriff „Objektivität“ und der Anspruch an Objektivität scheinen essentiell für die Planung und das Selbstverständnis als PlanerIn zu sein. Das zeigt sich auch in den Gesprächen mit der GB*10. Die InterviewpartnerInnen führen persönliche Definitionen zum Begriff „objektiv“ an (z.B. objektiv im Sinne von offen für andere Sichtweisen sein). Der Begriff wird „zurecht gebogen“, um ihn in die eigene Arbeit integrieren zu können. Deswegen plädiere ich dafür den Begriff mit Hilfe der Affekttheorie zu erweitern und „aufzuweichen“ und eine subjektive, körperliche, emotionale Komponente miteinzubeziehen. Der Begriff wird dadurch lebensnaher und praxisbezogener, woraus sich ein Mehrwert für die eigene Arbeit generiert.
- Inhaltlich werden das Auflösen von Dualismen und das Vermeiden von Denken in Dichotomien durch prozesshaftes und relationales Denken im Kontext von Planungsaufgaben gestärkt. Es werden zum einen Möglichkeiten zum Kreieren von Visionen eröffnet, andererseits aber gleichzeitig auch das Bewusstsein über die möglichen Handlungsspielräume als Teil der Disziplin gesehen.
- Durch Affekt und *passion* wird die politische Komponente von Planung in ihrer Bedeutung gestärkt (vgl. Kapitel 3.5.).
- Die Grenzen der Disziplin verschwimmen (wie auch bereits in der Praxis gelebt).

- Der Einsatz von experimentellen Methoden wird als wichtiger Teil von Raumplanungsarbeit gesehen.

Vor diesem Hintergrund muss eine Einteilung in „klassische“ Raumplanung und „nicht klassische“ Raumplanung aufgelöst werden. Unabhängig vom Aufgabenbereich als PlanerIn basiert die Arbeit auf eigener, subjektiv empfundener Körperlichkeit, auf deren Grundlage mit Fachwissen, angereichert durch andere Wissensformen und unter affektiver Beeinflussung, Entscheidungen getroffen werden.

- Raumplanungsarbeit vor dem Hintergrund von Affekt stellt dich als Person (mit eigenen Emotionen, Stimmungen, Körperlichkeit, Verletzlichkeit, Wissen, Kompetenzen etc.) in den Mittelpunkt, der Fokus wird dabei zunächst auf das erlebte Hier und Jetzt gelegt. Die augenblicklich erlebten Situationen und dein momentanes Erleben sind wichtige Bestandteile deiner Arbeit, versuche dir das immer wieder in Erinnerung zu rufen. Versuche mit diesem Bewusstsein auf deine KollegInnen, ProjektpartnerInnen, BewohnerInnen etc. zuzugehen.

12.3. Vermeintliche Trennung Arbeits- vs. Privatleben.

FF 3: Welchen Einfluss haben körperlich lebensweltliche Erfahrungen und affektive/emotionale Beziehungen auf die Arbeit als PlanerIn?

Arbeits- und Privatleben werden als zwei Welten beschrieben, was verdeutlicht, dass über die körperlichen, affektiven, lebensweltlichen unmittelbaren Verbindungen zwischen eigenem Privat- und Arbeitsleben bislang nur wenige reflektierte Überlegungen und kaum Bewusstsein über die Relevanz bestehen. In der Praxis (wie sich während der Beobachtung zeigte) können zahlreiche Überschneidungen und wechselseitige Beeinflussungen festgestellt werden, die aber oftmals nicht wirklich wahrgenommen werden (z.B. Abholen der eigenen Kinder in der Mittagspause, Erzählen der eigenen Träume, ...). In den Interviews wird betont, dass Privat- und Arbeitsleben nicht vermischt werden (z.B. vgl. Interview #: Zeile 108). Es wird

betont, dass die Arbeit auch als gute Ablenkung von persönlichen Befindlichkeiten, Alltagsdingen, unausgesprochenen Elementen und Emotionen gesehen wird. Durch die Arbeit rücken diese (kurz) ins Abseits, was als angenehm empfunden wird (vgl. Interview * und #). Dies kann auch ein Grund sein, warum die Beschäftigung im Arbeitsalltag mit Emotionen eher als Überwindung und Anstrengung gesehen wird (und z.B. das Emotionstagebuch nicht geführt worden ist).¹⁰

Im Privatleben geht es vorrangig darum, vom Arbeitsalltag abschalten zu können. Manchmal gelingt dies besser, manchmal schlechter und es gehen einem Dinge noch durch den Kopf. Explizit wird hier erneut eine körperliche Komponente angesprochen: man trägt es mit, über den Körper bleibt es bei einem bestehen. Wie im folgenden Abschnitt ausführlicher beschrieben wird, fungiert der eigene Körper als Bindeglied zwischen Arbeits- und Privatleben und Erlebnisraum für lebensweltliche Erfahrungen. Eine strikte Trennung zwischen Arbeits- und Privatleben ist damit unmöglich.

12.4. Körperliche Aspekte der Raumplanungsarbeit.

FF 3: Welchen Einfluss haben körperlich lebensweltliche Erfahrungen und affektive/emotionale Beziehungen auf die Arbeit als PlanerIn?

Der eigene Körper wird oft nur indirekt als wesentlicher Teil der Raumplanungsarbeit wahrgenommen. Vor allem der Kopf und dessen Sinneswahrnehmungen werden als entscheidende Elemente reflektiert, was sich auch aus dem Sprachgebrauch ableiten lässt: „es geht mir durch den Kopf“ (Interview *: Zeile 140), „die Motivation schwindet, wenn man kein Ergebnis sieht“ (Interview *: Zeile 165), man muss Arbeit investieren, um „sich Gehör zu verschaffen“ (Interview #: Zeile 59). Davon lässt sich ableiten, dass körperliche Aspekte für das eigene Befriedigungsgefühl, mit der Arbeit etwas erreicht zu haben, eine wichtige Rolle spielen. Auch der dazugehörige Kampf etwas zu erreichen, wird sehr körperlich erlebt: die Mühen sich Gehör zu ver-

168 ¹⁰ Methoden, um Affekt zu messen, müssen dies demzufolge mehr berücksichtigen. Reflexion zum empirischen Arbeiten mit Affekt vgl. Kapitel 11.

schaffen, die körperliche Erschöpfung, wenn man nur gegen verschlossene Türen rennt, die Gedanken, die einem durch den Kopf gehen etc.

Das Sitzen als körperliche Position wird mit der „klassischen“ Raumplanung verbunden: sitzen und zeichnen. Dem wird der kommunikative Aspekt entgegen gestellt, der in der GB*10 zentrales Element der Planung ist. Damit werden der relationale Charakter und zwischenmenschliche Beziehungen, die sich auch auf einer körperlichen Ebene manifestieren, hervorgehoben. Kommunikation wird indirekt oftmals mit mehr Körperlichkeit und mehr körperlicher Bewegung verbunden, als das Sitzen und Pläne zeichnen. Beide Bereiche haben allerdings körperlich relationale Aspekte: bei kommunikativen Tätigkeiten mehr in zwischenmenschlicher Auseinandersetzung, beim Sitzen und Zeichnen mehr in Bezug auf relationale Beziehungen zu Stuhl, Computer, Tisch etc. und dialogartiger Auseinandersetzung im (gedanklichen) Arbeitsprozess (vgl. Wetherell 2012: 84 und ihr dialogartiges Verständnis von Affekt). Durch die konkreten Arbeitsfelder der GB*10 sind allerdings in diesem Bereich vermehrt die Körperlichkeit in der Kommunikation und in der direkten Auseinandersetzung und dadurch die Beziehung und Auseinandersetzung mit anderen Personen in ihrer Körperlichkeit präsent.

Die Unmittelbarkeit zu anderen Personen über die Körperlichkeit spielt eine wesentliche Rolle, einerseits in Bezug zu den KollegInnen und dem gemeinsamen Arbeiten, andererseits auch in Bezug zu (externen) PartnerInnen und KundInnen. Vor allem in einem Großraumbüro besteht eine intensive relationale körperliche Beziehung durch das Anwesend-Sein von vielen anderen Personen. Durch das Kommen und Gehen, durch das Aufstehen und im Raum Bewegen, durch (stimmliche und andere körperlich produzierte) Laute und Geräusche, z.B. lautere Stimmen von Männern, lautes Niesen, Räuspern, plötzliches Erheben der Stimme (wirkt in der Stille wie ein Schreien) ist eine permanente Körperlichkeit präsent, die trotz Sichtschutz zwischen den Arbeitsplätzen ständig spürbar ist. Zum Teil bestehen große Unterschiede zwischen den Personen, wie viel eigene körperliche Bewegung im Arbeiten besteht, z.B. beim Herumgehen während des Telefonierens oder in der direkten Körperlich-

keit in der Zusammenarbeit mit KollegInnen. Teilweise wird direkt zum Platz des anderen gegangen und in direkter körperlicher Aushandlung das Problem besprochen, teilweise wird nur über die Trennwände hinweg kommuniziert. Auch in der Begegnung mit externen PartnerInnen und KundInnen spielt die eigene Körperlichkeit eine wesentliche Rolle. Über eigene körperliche Präsenz, Gestik, Mimik, Stimmung, Stimme, allgemeines Auftreten wird in Wechselbeziehung zu der Körperlichkeit der anderen Person getreten, was die Basis der Zusammenarbeit darstellt. Diese Unmittelbarkeit im in Beziehung treten zu anderen Leuten wird allerdings auch als Stress und Unruhe-Faktor herausgestrichen, der teilweise die Konzentration und fokussiertes Arbeiten behindert (vgl. Kapitel 12.6).

Über die Aussage „dass es einem noch durch den Kopf geht“ (Interview *: Zeile 140) und das Nicht-Abschalten-Können zeigt sich, dass der eigene Körper ständig präsent ist und damit nicht nur die biologisch körperlichen Aspekte, sondern auch geistige und emotionale Komponenten. Dies lässt sich in Bezug zu Affekt setzen. Affekt kann nie abgeschaltet werden (vgl. Wetherell 2012: 77). Affekt kann dadurch nicht nur ausschließlich Teil des Alltagslebens sein, sondern ist immer auch Teil des Arbeitslebens – eben durch den eigenen Körper und dessen Unmittelbarkeit zu anderen Elementen.

12.5. Rhythmus.

FF: Welchen Einfluss haben körperlich lebensweltliche Erfahrungen und affektive/emotionale Beziehungen auf die Arbeit als PlanerIn?

Rhythmus stellt in der Betrachtung von Affekt ein entscheidendes Element dar (vgl. z.B. Lefebvre 1992; Thrift 2007; Wetherell 2012). Affekt steht in enger Beziehung zu Rhythmus und Strukturen, die sich auf unterschiedlichen Ebenen im Alltag als RaumplanerIn finden lassen. So zeigt sich immer wieder die Suche nach Rhythmus und einer klaren Linie/Struktur im Arbeitsprozess, wodurch eine effektive und gute Arbeitsweise erwartet wird. Es wird beispielsweise auch angemerkt, dass Freihei-

ten gerade am Anfang im Berufsleben überfordern und man lieber fixe Strukturen vorfindet, an denen man sich orientieren kann (vgl. Interview *: Zeile 201ff.). Auch der Wechsel einer Arbeits- oder Ausbildungsstelle bedeutet eine Konfrontation mit neuen Strukturen und neuen Rhythmen.

Der Ausgleich zwischen verschiedenen Rhythmen scheint für ein Wohlbefinden im Arbeitsalltag wichtig zu sein: so werden beispielsweise Harmonie, Ruhe, Struktur im Arbeiten und sozialer Anschluss im Team als wesentliche Faktoren beschrieben. Dies kann vor allem vor dem Hintergrund des externen Umfelds der GB*10 Arbeit (mit unruhigerem Rhythmus, wenig erkennbaren Strukturen und vielen Überraschungsmomenten) und als Ausgleich zu diesem verstanden werden. Dafür scheint ein stabiles Inneres wichtig, wobei auch das „stabile“ Innere deutlich von Rhythmuswechseln geprägt wird. So spielt innerhalb eines Arbeitstages Rhythmus eine wesentliche Rolle. Es gibt Phasen im Tagesverlauf, in denen geballtes Kommen und Gehen herrscht, das Unruhe erzeugt und dann wieder Phasen, in denen äußerlich betrachtet Ruhe einkehrt und konzentriert gearbeitet wird. So wechseln einander Phasen der intensiven Kommunikation und körperlichen Bewegung mit Momenten der totalen Stille ab.

Affekt findet sich v.a. auch in dem Durchbrechen von Strukturen und Rhythmen. So kommt es immer wieder zu Momenten, in denen Gedanken dafür sorgen, dass man aus seinem momentanen Rhythmus ausbricht. Das schlägt sich dann oft verbal nieder, mit plötzlichen Ausbrüchen wie z.B. „Oh Mist, das muss ich ja noch erledigen“, die in den Raum gerufen werden und die oft mit einem folgenden körperlichen Bewegungsdrang verbunden sind. Hier kann ein Verweis auf entstehende Affektketten (vgl. Dirksmeier & Helbrecht 2013: 67) gemacht werden. Im Großraumbüro lässt sich auch deutlich ein Fortpflanzen von Affekt feststellen. KollegInnen greifen bewusst oder unbewusst Ereignisse auf und reagieren darauf.

12.6. Affektive Momente.

FF 3: Welchen Einfluss haben körperlich lebensweltliche Erfahrungen und affektive/emotionale Beziehungen auf die Arbeit als PlanerIn?

Wie bereits in den Abschnitten über körperliche Aspekte und Rhythmus der Raumplanungsarbeit angesprochen, spielt Affekt im Arbeitsleben eine wesentliche Rolle, allerdings werden affektive Momente zum Teil als eher störende Faktoren identifiziert. So wird beispielsweise eine fokussierte Linie im täglichen Arbeitsprozess als erstrebenswert beschrieben, da man sich dadurch besseres (weil effektiveres) Arbeiten verspricht. Allerdings ist diese gewünschte fokussierte Linie nicht erreichbar, weil „immer etwas dazwischen kommt“ (Interview #: Zeile 13). Dieses „dazwischen kommen“ können affektive, relationale Beziehungsmomente sein, die durch die körperliche Komponente der eigenen Arbeit nicht abgeschaltet werden können. Hier zeigt sich auch der relationale Aspekt von Affekt deutlich: andere Personen, die neu in den Raum kommen, verändern die Stimmung und das Arbeitsklima merklich. Es entsteht oftmals eine gewisse Unruhe, die bestehende Strukturen (kurzfristig oder langfristig) „durcheinander“ bringt (z.B. überreden lassen zu Kaffee-Pausen, die man so jetzt selbst gerade eigentlich nicht geplant hatte). Diese Relationalität wird allerdings auch als Vorteil beschrieben. So fungieren die KollegInnen durch die räumliche (auch körperliche) Nähe als Schwamm für eigene Affekte, indem direkt über das eigene Erlebte berichtet und reflektiert werden kann, was es für einen selbst besser verarbeitbar macht.

Der Umgang mit Überraschungsmomenten ist stets unterschiedlich und stark abhängig von der Tagesverfassung, wodurch erneut die eigene Verletzlichkeit des Körpers (vgl. Thrift 2007: 238) sichtbar wird. Dadurch entsteht ein Hin- und Hergerissen Sein und ein Wechselbad der Emotionen, zwischen eigenen Anforderungen an das persönliche Empfinden und der tatsächlichen Situation. So wird die Raumplanungsarbeit generell mit „spannend“ (Interview * und #) und „abwechslungsreich“ (Interview #: Zeile 34) titulierte und im ersten Moment positiv konnotiert bzw. schwingt

mit, dass man das eigentlich so empfinden sollte. Doch die Unstrukturiertheit, die Überraschungsmomente und die fehlende Ruhe im Arbeiten werden teilweise auch als anstrengend, ermüdend und erschöpfend empfunden. Es fällt allerdings schwer, das (vor sich und vor anderen) zuzugeben. Man sollte (oder will) die augenblickliche Arbeit eigentlich spannend finden und Spaß (z.B. an der Kommunikation) haben, ist aber einfach gerade (körperlich und geistig) erschöpft. Über das Zugeständnis, dass die eigene Tagesverfassung für affektives Empfinden und relationale Beziehungen eine große Rolle spielt, könnten die eigenen Ansprüche an sich selbst angepasst und besser eingeordnet werden.

Wie in Kapitel 12.1. angesprochen, scheint ein prägnantes Verständnis von „Rollen“ in der Raumplanung zu herrschen. Im Arbeitsleben steht das Bewahren dieser im Mittelpunkt. Die Folge davon ist ein persönlicher Kampf zwischen Innenleben und Außenwirkung. Eine gewisse Performance erscheint essentiell, um die Rolle des/der RaumplanerIn erfüllen zu können, das eigene Innere wird getrennt davon betrachtet. Die Gefahr besteht, dass man, wenn das System insgesamt nicht passt, irgendwann keine Energie mehr hat, die Rolle aufrecht zu halten und schlussendlich alles zusammenbricht. Das Thematisieren von Affekt könnte helfen, diese „erzwungenen“ Grenzen zu hinterfragen und eine Entlastung für den/die PlanerIn darstellen.

Träume machen deutlich, dass die Grenzen zwischen vermeintlichen Dualismen verschwimmen. Die Grenzen zwischen Unbewusstem und Bewusstem werden aufgeweicht. So werden über das Erzählen eines Traums über Situationen in der Arbeit sehr persönliche, subjektive Gedanken mit den KollegInnen geteilt und somit in den Kontext des Arbeitslebens gestellt.

Wie bei Haselsberger (2017) kommt auch hier in der empirischen Arbeit zum Ausdruck, dass der Disziplin der Raumplanung im eigenen Leben indirekt in der Rückschau auf vergangene Erlebnisse große affektive Momente zugeschrieben werden. Der Weg zur Raumplanung wird als Zufallsprodukt beschrieben, bei dem der Zufälligkeitsaspekt sehr hervorgehoben und die Berufswahl als RaumplanerIn zum Teil als keine bewusste Entscheidung tituiert wird. Die Linie im eigenen Werdegang wird

12.7. Mehrwert einer offenen Umgangsweise mit Affekt.

FF 4: Wie kann ein Mehrwert aus einer offenen Umgangsweise mit eigenen Emotionen und subjektiven Empfindungen und Haltungen gewonnen werden?

Durch die Affekttheorie gelingt eine Anerkennung, dass Raumplanung auch eigene körperliche Aspekte hat. Über diese Körperlichkeit kann das Individuelle und Subjektive besser wertgeschätzt und miteinbezogen werden. Die eigene Person (auch in diesem Fall meine eigene Person als Forscherin) darf mehr in den Vordergrund gestellt werden, da es für die Auseinandersetzung mit dem Thema Affekt erforderlich ist. Somit wird das eigene Erleben als wesentlicher Teil der eigenen Arbeit sichtbar, wodurch Ergebnisse transparenter und besser nachvollziehbar werden. Subjektives, Intuitives und aus der Erfahrung Geleitetes hat vor dem Hintergrund von Affekt einen gleichberechtigten Platz neben Strukturen, Handlungsrouinen und theoretischem (Fach-)Wissen. Diese oftmals versteckten Elemente sind damit nicht Teil einer „Willkürlichkeit“, die einen angreifbar macht, sondern genauso Teil der eigenen Arbeit, die einen wesentlichen Mehrwert liefert. Dadurch ist es auch möglich, offener auf andere Personen zuzugehen, v.a. auch in Bezug auf Personen, die keinen fachlichen Raumplanungshintergrund haben. Mit Bezug auf die Affekttheorie kann der Inhalt des Gesagten in einer Aushandlung einfacher eingeordnet werden, im Kontext zur aktuellen Situation, zu körperlichen Aspekten, Gesten, Mimik, zur Art des Sprechens etc.

Aktuell besteht eine Art Hierarchie in Bezug auf „anerkannte“ Wissensformen in Wissenschaft, Planung und Politik (vgl. Mitrenova 2017: 44ff.). Affekt löst die vermeintlichen Trennlinien zwischen Vernunft und Emotion, zwischen Körper und Geist, zwischen Bewusstem und Unbewusstem auf, indem to be affected und to affect Basis und Antrieb jedes Wissenserwerbs und jeder Wissensproduktion sind. Vor allem in einem räumlichen Kontext ist auch das Wissen aus (körperlichen) Begegnungen und Interaktionen für die Produktion des öffentlichen Raumes wesentlich (vgl. Knierbein 2015: 19). Auf Basis der Körperlichkeit können vermeintliche Hierarchien und

Barrieren zwischen PlanerInnen und BewohnerInnen abgebaut werden (Körperlichkeit als vereinendes Element), z.B. durch gemeinsame Aktivitäten, bei denen die Lebenswelten der Personen besser kennengelernt werden können.

Gerade in der Arbeit der Gebietsbetreuung, die mit viel Kommunikations- und Beziehungsarbeit verbunden ist, kann diese Sichtweise einen großen Mehrwert für die Raumplanungsarbeit darstellen, sowohl in Bezug auf (fachliche) Ergebnisse, als auch in Bezug auf das persönliche Wohlbefinden der beteiligten PlanerInnen im Arbeitsprozess. So meint auch Ferreira (2013: 714): „[...] [emotions] fundamentally contribute to healthy human reasoning.“ Die Miteinbeziehung von Affekt ist wichtig für das Nachvollziehen von logischem Denken und Argumentationslinien. Außerdem führt das Zulassen und Bewusstmachen von affektiven Momenten und deren Kraft/Potenzial für die eigene Arbeit als PlanerIn zu einer Entlastung, da eingelernte Ansprüche und Rollenbilder dadurch abgebaut werden können. Auch Baum (2015: 512) verknüpft effektives planerisches Arbeiten mit dem Miteinbeziehen von emotionalen, affektiven Aspekten von Seiten der PlanerInnen.

Mit der Affekttheorie theoretisch fundiert können körperliche und emotionale Belange besser als Mehrwert und nicht als Schwächung der eigenen Arbeit anerkannt werden. Methodisch kann vor dem Hintergrund der Affekttheorie auch raumplanerisch unüblichen Methoden (z.B. Gartenprojekt, Stadtpaziergang, Quartiersarbeit mit gemeinsamen Aktivitäten) größere und ernsthaftere Bedeutung zugesprochen werden und die eigene Körperlichkeit besser mitreflektiert werden. Im Austausch mit BewohnerInnen und durch das Wahrnehmen von affektiven Momenten und deren Bedeutung können wertvolle (planungsrelevante) Informationen gesammelt werden.

Der Mehrwert liegt außerdem für sich selbst als PlanerIn darin, dass Ergebnisse der eigenen Arbeit auch im Unsichtbaren gesehen werden, und somit die Frustration geringer ist, wenn kein augenblicklich (räumlich) sichtbares Ergebnis erzielt wird. Bei der eigenen Bewertung bzw. auch bei der Fremdbewertung der eigenen Arbeit sollte als ergänzende Kategorie der „affective value“ eingeführt werden. Durch die

13. Affektbasierte Planung.

Im Schlussteil meiner Diplomarbeit möchte ich nun die empirischen Erkenntnisse und Feststellungen (Kapitel 12) mit der Planungstheorie (Kapitel 4) und den theoretischen Grundlagen in Bezug auf Körper, Raum und Affekt (Teil I) verbinden, daraus den Ansatz einer affektbasierten Planung ableiten und Einsatzmöglichkeiten in der Planungspraxis und im Raumplanungsstudium aufzeigen.

13.1. Ansatz der affektbasierten Planung.

Wie in Kapitel 4.4. und 12.1. dargelegt, ist in der Raumplanung teilweise nach wie vor das Selbstbild als TechnikerIn und der Wunsch nach Rationalität und „richtigen“ Lösungen noch sehr stark verankert (Gründe dazu vgl. Baum 2015: 510ff.). Dabei kommt es zu einer Tabuisierung, Marginalisierung und Verdrängung der Gefühle in die private Sphäre (vgl. Sauer 2007: 188). Die technische Tradition zeigt sich auch darin, dass das Studium an der TECHNISCHEN Universität gelehrt wird, womit bestimmte Anforderungen und Rollenbilder verbunden sind. Die Raumplanung als Querschnittsdisziplin bietet allerdings die Chance, die Aufgabenbereiche zu erweitern, die über eine rein technische Disziplin hinausgehen. Das Zusammenführen der Themen Affekt und Raumplanung stellt das technik-zentrierte Bild der Disziplin in Frage und zeigt Grenzen und Auswirkungen eines solchen Verständnisses auf. Planung (als vermeintlich Strukturiertes) und Affekt (als vermeintlich Unstrukturiertes) mögen im ersten Moment etwas irritierend in der Kombination wirken, aber Keller (2006: 352) spricht von einer „Grenzenlosigkeit des Planungsbegriffs“, welcher in diesem Sinne ideale Ansatzpunkte für Affekt bietet, wohnt doch Affekt auch etwas Grenzenloses, Immerwährendes und Uneinschränkbares inne. Die Arbeit als RaumplanerIn ist stark von körperlich lebensweltlichen Erfahrungen und eigenen affektiven/emotionalen Beziehungen beeinflusst (vgl. Kapitel 12.3 bis 12.6.) und ich konnte bereits Erweiterungsmöglichkeiten für die Raumplanung durch die Affekttheorie (vgl. Kapitel 12.2.) und den Mehrwert einer solchen Betrachtung (vgl. Kapitel 12.7.)

aufzeigen. Basierend auf diesen Erkenntnissen stelle ich im Folgenden das Gerüst einer affektbasierten Planung vor:

Der Körper fungiert als Ausgangspunkt jeder Raumerfahrung und Herstellung von Raum. Affekt spielt somit für die Raumproduktion eine große Rolle (vgl. z.B. Butler 2011; Gutiérrez Rodríguez 2011). Der Fokus auf Affekt generiert dabei eine konzeptionelle Sprache, um verkörperte Subjektivität zu behandeln (vgl. Hemmings 2005). Entscheidende Neuausrichtung des Ansatzes der affektbasierten Planung ist das Fokussieren auf die Subjektebene und den/die PlanerIn in seiner/ihrer Körperlichkeit (als „thinking through the body“, vgl. Kapitel 1.3.). In diesem Verständnis basiert jegliche raumplanerische Handlung auf Menschen, die diese in einem spezifischen Kontext durchführen. Dadurch wird die gegenwärtige Situation in den Mittelpunkt des Interesses gestellt und als wesentlich für das Planungsergebnis angesehen. Hier kann ein Verweis zu „affective practise“ (Wetherell 2012: 4) gemacht werden, also affektiven Praktiken, bei denen biologisch- körperliche Aspekte (z.B. Gesichtsmuskeln, Pulsfrequenz) mit Emotionen und Gedanken, Handlungsmustern, sozialen Beziehungen, narratives und interpretatives Vermögen, Erfahrungen und Lebensstil verknüpft werden. Entscheidungen und Planungsarbeit und -ergebnisse müssen demnach stets eingebettet in die jeweilige Situation gesehen werden. Der Fokus auf das Hier und Jetzt wird in der raumplanerischen Arbeit mit Visionen (Blick in die Zukunft) und Erfahrungen aus der Vergangenheit vereint.

Mit Hilfe der relationalen Sichtweise auf Körper, Raum und Affekt werden die relationalen Komponenten des raumplanerischen Arbeitens durch den Ansatz der affektbasierten Planung weiter gestärkt. Unterschiedliche Menschen (RaumplanerInnen und Nicht-RaumplanerInnen) treffen in ihrer jeweiligen Körperlichkeit (als „thinking through the body“ verstanden), mit subjektiven Empfindungen und Haltungen, mit Bewusstem und Unbewusstem aufeinander und treten in Interaktion. Diese Begegnungen sind räumlich verortet und mit gewissen Gefühlslagen verbunden, woraus sich ein Netz aus diesen Pfaden ergibt, das Raum produziert. Diese Sichtweise ist besonders relevant, wenn im öffentlichen Raum gearbeitet wird (vgl. z.B. Madani-

pour et al. 2014, Watson 2006). Affekt forciert auch ein Thematisieren von Unbewusstem, „between“ und „Restkategorien“ und ein Bewusstmachen, dass ein Mehr als das rein Sichtbare vorhanden ist (anwendbar z.B. in Analyseprozessen von Raum im Rahmen der Erstellung von Entwicklungskonzepten).

Außerdem fußt die affektbasierte Planung auf der gleichberechtigten Anerkennung von unterschiedlichen Wissensformen (gegenwärtig bestehende Hierarchien von Wissensformen und die Kritik daran, vgl. Mitrenova 2017). Die ExpertInnen-Legitimation der Planung wird dadurch weiter aufgebrochen und eine dynamische Form von Wissen in den Mittelpunkt gestellt. Über Affekt werden auch Automatismen thematisiert, die zum Teil aus der Kindheit herrühren, sich über Jahre entwickelt haben, eine starke körperliche Komponente beinhalten, schwierig zu reflektieren sind, aber dennoch unser Handeln stark prägen (vgl. Thrift 2007: 239f.; Massumi 1995). Über die affektbasierte Planung können kommunikative (Fokus auf diskursive Aushandlungen) und performative (Fokus auf Körperliches, Immaterielles und Subjektives) Ansätze gleichermaßen aufgegriffen und vereint werden, inkludiert doch Affekt vermeintliche Dualismen, wie Körper & Geist.

Wie Kapitel 12.1. zeigt, scheint Objektivität ein wesentlicher sinnstiftender Begriff für die Daseinsberechtigung von Planung zu sein. So wird der Begriff „zurecht gebogen“ und an die jeweils individuellen eigenen Definitionen des/der Planenden angepasst. In Anlehnung an Wetherell (2012: 139) könnte ein Eingeständnis einer Subjektivität-Light eine Möglichkeit sein, den Begriff zu öffnen, um relationale Einflüsse besser zu fassen, zu verstehen und zu sammeln. Vor diesem Hintergrund wird die eigene Person als wesentlicher Teil der Arbeit sichtbar, Ergebnisse dadurch transparenter und besser nachvollziehbar, das Thematisieren von Objektivität dadurch lebensnaher und praxisbezogener.

Ziel eines raumplanerischen Handelns ist der Wunsch nach Verbesserung der Situation (Suche nach der „bestmöglichen“ Lösung). Über die Fragen „für wen?“ und „wie?“ dürfen die politische Komponente und Machtkonstellationen dabei nicht ausgeklammert werden. Diese bilden den Rahmen für jegliche der bereits

beschriebenen Dimensionen für raumplanerisches Handeln und können über die Betrachtung von Affekt miteinbezogen werden. Affektbasierte Planung greift die politische Komponente von Körper, Raum, Planung und Affekt auf. Affekt spielt eine große Rolle im Mobilisieren von Machtressourcen (vgl. Mássalniková 2016), (affektbasierte) Planung ist somit immer politisch. Selbst wenn man vermeintlich neutral ist, vertritt man mit dieser Ansicht eine Position, die mit Affekt verbunden ist. Vor dem Hintergrund von Affekt darf nie in Vergessenheit geraten, dass Raumplanung die Beschäftigung mit und die Beeinflussung von Lebens- und Erfahrungsräumen (im Sinne von alltäglichen Bedeutungsräumen für Menschen) darstellt und somit ein heikles Machtgefälle besteht. Ein Zusammentreffen zwischen PlanerInnen und BewohnerInnen ohne Machtunterschiede ist nicht wirklich möglich, geht es doch um Entscheidungen, die den Lebensraum von den BewohnerInnen betreffen, wohingegen PlanerInnen eher selten direkt im Alltagsleben von ihren eigenen Entscheidungen betroffen sind. Dieser Zusammenhang von Macht und Affekt und die Auswirkungen auf die Planung sind wesentlicher Bestandteil einer Beschäftigung mit affektbasierter Planung und muss in einem nächsten Schritt noch detaillierter untersucht werden (vgl. Kapitel 14).

Zusammenfassend bietet der Ansatz der affektbasierten Planung Einstellungen, Denkweisen, eine Neuausrichtung des Rollenbilds und des eigenen Anspruchs, einen methodologischen Rahmen und eine Sprache/Begrifflichkeiten, um subjektive Wahrnehmungen und körperlich, emotional Erlebtes in die Planungsarbeit miteinbeziehen zu können (vgl. Abbildung 9). Vom „Zoom“ auf die Subjektebene aus können zahlreiche Dimensionen der Planungsarbeit betrachtet werden: Macht-Fragen, Netzwerke, politische Komponenten, Zielvorstellungen, konkrete Projekte etc. Zentraler Begriff der affektbasierten Planung ist „affective value“ (Gutiérrez Rodríguez 2011), wodurch der Wert von Affekt für die eigene Arbeit als PlanerIn anerkannt wird. Das Ziehen von Bedeutung aus Affekt basiert laut Wetherell (2012: 87) auf einer Dialog-Orientierung und bestimmten (räumlichen, sozialen) Bezugspunkten, woraus individuelle Bedeutungen abgeleitet werden.

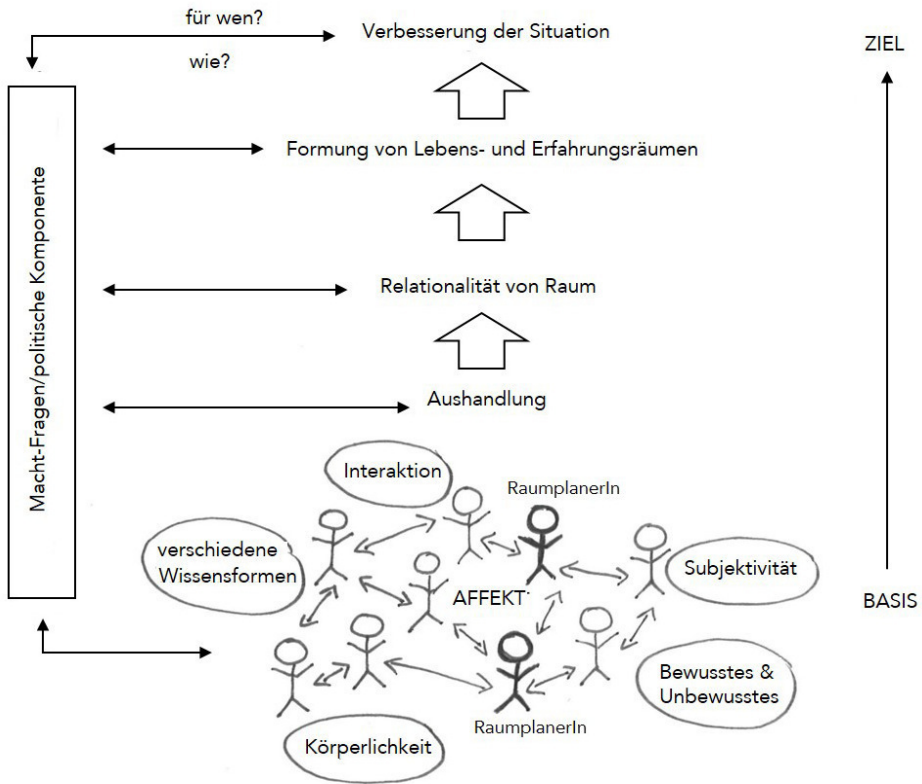


Abbildung 9: Verständnis von Raumplanung vor dem Hintergrund der Affekttheorie. Eigene Darstellung.

13.2. Affektbasierte Planung in der Raumplanungspraxis.

Wo ist die affektbasierte Planung in der Praxis anwendbar?

Planungsmodelle sind oftmals nur in spezifischen Anwendungsbereichen der Raumplanung anwendbar, im Gegensatz dazu versucht die affektbasierte Planung Grundlage für jegliche Planungsarbeit zu sein. Durch das gemeinsame Grundgerüst der affektbasierten Planung können Trennlinien auch innerhalb der Disziplin abgebaut werden. Im Grunde ist jede Planung affektbasiert, ist Affekt doch allgegenwärtig und nicht abzustellen, auch wenn dem/der Planenden das nicht bewusst ist. Heute wird die Anforderung an PlanerInnen primär als „Spezialisten fürs Allgemeine“ (Selle 2015: 7) zusammengefasst und die Vielzahl an AkteurInnen und Konflikten immer wieder hervorgehoben (vgl. Hansmann 2017: 16; Selle 2015: 7). Affektbasierte Planung stellt eine ideale Grundlage dafür dar, um mit diesen Anforderungen umzugehen und sie konstruktiv „verarbeiten“ zu können.

Planung als etwas grundsätzlich Strukturegebendes und Struktursuchendes sucht oftmals nach Strategien, um mit „Chaotischem“ umzugehen. Über die affektbasierte Planung (und die Anerkennung von Affekt als Teil der Planungsarbeit) können Ausbrüche und vermeintliche Störungen als wichtige Aspekte inkludiert werden, die einen Mehrwert schaffen können. Nachdem Affekt als inter- und intrasubjektive Kraft (vgl. Dirksmeier & Helbrecht 2013: 68) fungiert, inkludiert affektbasierte Planung sowohl das Arbeiten alleine als auch das Arbeiten im Team und die Interaktion mit anderen Personen, sprich ist sowohl anwendbar beim Pläne zeichnen im Büro, als auch in direkter Aushandlung und in Partizipationsprozessen.

Beispielhaft möchte ich nun darstellen, wie affektbasierte Planung in kommunikative Planungsprozesse integriert werden kann und welchen Mehrwert sie darstellt. Wie aus der zuvor angeführten Ausführung zu den Grundzügen der affektbasierten Planung (vgl. Kapitel 13.1.) ersichtlich wird, ist diese mit den Gegebenheiten in Partizipationsprozessen gut vereinbar: mit dem Aufeinandertreffen in der subjektiven Körperlichkeit (als „thinking through the body“ verstanden), mit Begegnun-

gen, Aushandlungen, unterschiedlichen Wissensformen, emotionalen Verbindungen, Stimmungen etc. Im Unterschied zum kommunikativen Planungsmodell (vgl. Kapitel 4.3.) gibt es bei der affektbasierten Planung keine erforderliche „ideale“ Situation. Wie bereits zuvor angeklungen ist, ist zwar ein Zusammentreffen ohne Machtunterschiede zwischen PlanerInnen und im Planungsprozess Beteiligten nicht möglich (da es um die Beeinflussung von Lebens- und Erfahrungsräumen der BewohnerInnen geht), aber auf Basis einer Körperlichkeit können Hierarchien abgebaut werden (Körperlichkeit als vereinendes Element, vgl. Farquhar & Lock 2007: 14f.). Außerdem geht es in der Aushandlung nicht ausschließlich darum Argumente hervorzubringen, auch Emotionen haben ihren Platz – auch von Seiten der PlanerInnen. In der Raumplanung geht es um die Beeinflussung von konkreten Lebensräumen, da sind Emotionen legitim – auch die damit verbundene mögliche emotionale Belastung von Seiten der PlanerInnen. Das bewusste Verzicht auf Rollenbilder kostet Überwindung, da es die eigene Person als PlanerIn in den Mittelpunkt rückt, bietet aber Möglichkeiten für einen Diskurs auf Augenhöhe. Wenn BewohnerInnen beispielsweise merken, dass auch von PlanerInnen-Seite Emotionen vorhanden sind, wird die „Trennlinie“ zwischen „den Leuten“ und „den PlanerInnen“ spürbar abgebaut. In der Aushandlung und Relationalität ist dialogartiges Arbeiten in unterschiedlichen Dimensionen (fachlich, emotional, diskursiv, körperlich) nun möglich.

Eine gängige Methode in partizipativen (Stadtentwicklungs-)Prozessen ist die Fokusgruppe, sprich die Gruppendiskussion zu einem bestimmten Thema. Generell kann dabei in zwei unterschiedliche Ausrichtungen unterschieden werden: die vermittelnde Gruppendiskussion (Ziel: Einstellungs- und Bewusstseinsveränderung der TeilnehmerInnen anstoßen) und die ermittelnde Gruppendiskussion (Ziel: Generierung von Informationen in Bezug auf Meinungen, Einstellungen etc.) (vgl. Lamnek 2005: 35). In der Praxis verschwimmen die Grenzen allerdings (vgl. auch Kapitel 9.1.). Fokusgruppen bieten auch eine Möglichkeit des sich gegenseitig Kennenlernens und Austauschens (vgl. Russo 2012) und des Diskutierens von „Tabuthemen“ in einer Community, um Veränderungsprozesse anzustoßen (vgl. von Unger 2012).

In Fokusgruppen kommt es auf Grund des geballten und forcierten Aufeinandertreffens von Menschen (in ihrer jeweiligen Körperlichkeit, mit subjektiven Empfindungen) zu weit mehr als rein diskursiv fachlichen Aushandlungen. Durch diese „Konfrontation“ können wichtige zusätzliche Informationen abgeleitet werden (im Gegensatz zu Einzelinterviews beispielsweise), indem u.a. auch emotionale Reaktionen sichtbar werden (vgl. Institut für Wertprozessmanagement 2017: 1). Zentrales Element dieser Methode ist also die Interaktion der Gruppe, wodurch Affekt und Affektketten eine große Rolle spielen, die in der Reflexion und Auswertung miteinbezogen werden sollten. Den subjektiv erlebten, emotional, körperlichen Reaktionen und zwischenmenschlichen Komponenten wird durch den Rahmen des affektbasierten Planungsansatzes bewusst Beachtung geschenkt und sie werden auch proaktiv thematisiert. Der/die ModeratorIn nimmt in der Fokusgruppe eine wichtige Position ein, da er/sie viel Einfluss auf die Gruppendiskussion ausüben kann, was zum Teil als Schwäche der Methode angeführt wird (vgl. ebda.). Um den/die PlanerIn in seiner/ihrer Moderatorenrolle zu entlasten, kann durch die affektbasierte Planung die erforderliche „Neutralität“ an das Rollenbild insofern aufgeweicht werden, als dass in die eigenen Anforderungen das Zulassen und das bewusste Wahrnehmen von subjektiv emotional Erlebtem integriert werden kann. Auf Grundlage der affektbasierten Planung kann die Methode der Fokusgruppe mit Methoden der partizipativen (Raum)-Forschung ergänzt werden, indem beispielsweise das Setting in den öffentlichen Raum verlegt wird. Neben räumlichen Komponenten gilt es auch körperliche Aspekte miteinzubeziehen. Hierzu bietet sich die Kombination mit der Methode der Beobachtung an, um auf die Handlungspraxis nicht nur rein diskursiv einzugehen, sondern sie auch direkt zu beobachten (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2010: 107). Ziel einer Fokusgruppe im Kontext der affektbasierten Planung müssen immer auch Empowerment, individuelle Lernprozesse von allen am Prozess Beteiligten und das gleichberechtigte Miteinbeziehen von unterschiedlichen Wissensformen sein.

Auch „klassische“ Analyse-Methoden der Raumplanung (z.B. SWOT-Analyse, also die Analyse von Stärken, Schwächen, Chancen und Risiken einer Region) können durch die affektbasierte Vorgehensweise erweitert und bereichert werden. Beim

Kennenlernen von neuen, unbekanntem räumlichen Gegebenheiten können vor dem Hintergrund der affektbasierten Planung durch das Sensibilisieren für das subjektive Empfinden in der Situation erweiterte Sichtweisen (auch „Unsichtbares“ ist interessant) und neue Methoden (z.B. Raum-Emotionstagebücher bzw. -aufzeichnungen, Beobachtungen im öffentlichen Raum angelehnt an Lefebvres Rhythmusanalyse (vgl. Kapitel 10.1.1.)) in die Analyse eingearbeitet werden. Raum kann dadurch in seiner Relationalität und seinen Aushandlungsprozessen stärker und vielseitiger wahrgenommen werden.

Um für den/die PlanerIn selbst spürbar einen Mehrwert durch affektbasierte Planung zu generieren, geht es vorrangig um das Bewusstmachen der Relevanz des Themas und welche Möglichkeiten es auf theoretischer und praktisch erlebter Ebene bietet: Entlastung für den/die Planende durch Aufweichen der starren Rollenbilder und Anforderungen, wo subjektiv Erlebtes und Gefühltes zumeist keinen Platz hatte. Durch ein kurzes Innehalten im Arbeitsprozess und Reflexion in Bezug auf Affekt kann bewusst Fließendes, Intuitives und Emotionales neben Strukturellem zugelassen und integriert werden.

13.3. Affektbasierte Planung im Studium.

Wie ich im Kapitel „Einführung.“ dargelegt habe, entspringt dieses Diplomarbeitsthema auch einer gewissen „Lücke“ in den Lehrinhalten des Raumplanungsstudiums. Abschließend möchte ich deshalb aufzeigen, an welcher Stelle im Studium¹¹ eine affektbasierte Planung integriert werden sollte.

Über das Aufgreifen des Themas in der Lehre kann in der Ausbildung das Abkommen vom Gott-Vater-Modell (vgl. Siebel 1989) in der raumplanerischen Arbeit weiter unterstützt werden. Vor allem in einem praxisnahen und auf zahlreichen Projektarbeiten basierendem Studium ist die proaktive Vermittlung und Thematisierung der Disziplin und die Formung eines Selbstverständnisses als PlanerIn notwendig.

Besonders im Kontext der hohen Praxisorientierung (v.a. im Bachelorstudium mit den zwei Projekten P1 und P2) kann ein vorbereitendes Seminar zum Thema „Affektbasierte Planung: Rollenbilder & Selbstverständnis als PlanerIn“ eine gute Vorbereitung auf die Projektarbeit darstellen. Darin können die Vielzahl an Rollenbilder im Studium und in der Planungspraxis thematisiert, deren jeweiligen Grenzen bzw. die Spannungsfelder, die mit den Erwartungen einhergehen, aufgezeigt und gemeinsam diskutiert werden. Vor allem geht es dabei um ein Bewusstmachen, dass die eigene Arbeit stark an der eigenen Person orientiert ist. Im Seminar werden gemeinsam Wege diskutiert, um daraus Vorteile zu ziehen und diese oftmals nicht thematisierten Elemente aktiv miteinbeziehen zu können. Der Ansatz der affektbasierte Planung kann dabei als Möglichkeit vorgestellt werden, um mit dem Spannungsfeld zwischen Erwartungen an das Rollenbild PlanerIn und den eigenen Möglichkeiten umgehen zu lernen, die Reflexionskompetenz zu erweitern und auch in der Gruppenarbeit aus Affekt Potenziale ziehen zu können.

Mit diesem Wissen im Hintergrund können auch die folgenden Projekte P1 (Raumplanerischer Entwurf) und P2 (Räumliche Entwicklungsplanung) bereichert werden. Gruppendynamik in den Projektgruppen und das Subjektive der einzelnen Projektmitglieder können vor diesem Hintergrund besser eingeordnet und als prägende Teile der eigenen/gemeinsamen Arbeit verstanden werden. Das Raumverständnis wird in seinen relationalen Komponenten gestärkt und in der subjektiven Raumherstellung thematisiert, was Einfluss auf die Sichtweise von (Analyse-)Methoden und Themensetzung hat. In den Korrekturterminen sollte immer wieder bewusst auch auf das Thema affektbasierte Planung eingegangen und es sollten die Erfahrungen reflektiert werden.

Außerdem können in einem vertiefenden (Wahl-)Seminar zum Thema wissenschaftliches Arbeiten in der Raumplanung die aus den Pflichtlehrveranstaltungen erlangten wissenschaftstheoretischen und empirischen Kenntnisse weiter vertieft werden, v.a. durch Reflexion in Bezug auf die Begriffe Objektivität und die Rolle des/der Forschenden. Im Rahmen der Master-Lehrveranstaltung „Planungsethik“ können

die Grundsätze einer affektbasierten Planung weiter gefestigt und unter ethischen Gesichtspunkten Rollenbilder, Verantwortung, Auswirkung etc. diskutiert werden.

Die Integration der affektbasierten Planung in die Lehrinhalte bedeutet natürlich auch eine Umstellung für die Lehrenden. Neben der Vermittlung von reinem Fachwissen werden damit auch andere Dimensionen Inhalte der Lehrveranstaltungen. Die Hierarchien zwischen Studierenden und Lehrenden werden weiter abgebaut, indem die Körperlichkeit als vereinende Basis fungiert. Bereits in meiner Zeit als Studentin konnte ich die Bedeutung von Affekt und Subjektivem in der Lehre beobachten. So sind mir als Studentin besonders die Lehrveranstaltungen in Erinnerung geblieben, in denen ich die subjektive, emotionale Begeisterung der Lehrperson richtiggehend gespürt habe. Neben der Vermittlung des reinen Fachthemas geht es auch immer um die zwischenmenschlichen Aushandlungen und Begegnungen, die deutlich mehrschichtiger als rein diskursiv und bewusst sind. Affekt spielt somit auch in der Lehre eine große Rolle.

Wie Semlitsch (2012) in ihrer Dissertation zeigt, wird das Thema Performativität bereits in der Raumwerkstatt (Projekt für StudienanfängerInnen der Raumplanung) integriert. Sie betont dabei, „[...] dass performative Interventionspraxis als Bestandteil der universitären Lehre der Raumplanung Lernprozesse auf vielfältigen Ebenen anstoßen kann.“ (ebda.: 219), erwähnt aber auch, dass dieses Vorgehen bestimmte Anforderungen an die Lehrpersonen stellt:

„Zudem benötigen experimentelle Lernformen von Seiten der Lehrenden eine Balance zwischen Ergebnisoffenheit, um Lernprozesse zu ermöglichen, und bestimmten Vorgaben, um Orientierung und Unterstützung zu bieten. Lernbereitschaft auf beiden Seiten zählt zu den Grundbedingungen dieser Lernform.“ (ebda.)

Auch eine affektbasierte Planung im Studium beinhaltet Lernprozesse über sich selbst, sein eigenes Arbeiten, das Arbeiten in der Gruppe, das Arbeiten im Stadt- raum, das Arbeiten mit BewohnerInnen, den Austausch mit den Lehrenden und stellt einen Wissenszuwachs auf Seiten der StudentInnen und auf Seiten der Leh-

renden dar. Die Universität fungiert dabei auch als Ort des Experimentierens, an dem v.a. in Bezug auf Sichtweisen und Methodenwahl immer wieder neue Wege gegangen werden sollten, wodurch ein Übernehmen dieser neuen Linien in der Praxis zustande kommen kann. Entscheidend ist dabei stets das Wechselspiel zwischen angewandter Planungspraxis und theoretischen Ansätzen. So können auch affektbasierte räumliche Praktiken einen Impuls auf die theoretische Weiterentwicklung geben.

14. Ausblick.

Die Thematisierung von Affekt steht in der Disziplin der Raumplanung noch ziemlich am Anfang. Meine Diplomarbeit stellt einen ersten Schritt dar, den Mehrwert einer (inhaltlichen und methodischen) Annäherung und die Einsatzbereiche einer affektbasierten Planung aufzuzeigen. Konkret sehe ich auf vier Ebenen in Zukunft noch deutlich Potenzial zur Weiterentwicklung:

... auf der theoretischen/inhaltlichen Ebene.

Auf einer inhaltlichen Ebene ist es besonders spannend projektspezifische Relevanzen von Affekt ausfindig zu machen, sprich ein breiteres Spektrum an raumplanerischen Arbeiten in Bezug auf Affekt näher zu beleuchten: wie beeinflusst Affekt das Arbeiten an einem Projekt, wie formt Affekt Entscheidungen und Aushandlungssituationen, Governance etc. Außerdem sollte der Zusammenhang zwischen Macht und Affekt näher beleuchtet werden, ist die Disziplin der Raumplanung durch die Beeinflussung von Lebens- und Erfahrungsräumen doch unweigerlich mit Machtaspekten verbunden.

... auf der empirischen/methodischen Ebene.

Auf der empirischen Ebene ist eine weitere Methodenentwicklung notwendig, um Affekt, v.a. in Bezug auf die Raumplanungsarbeit, besser sichtbar machen zu können. Hierzu bietet sich beispielsweise das Aufgreifen der in der Raumplanung gängigen Methode der Fokusgruppe an, um diese in den Kontext von Affekt zu stellen. Außerdem sollten auch Skizzen und planerische Darstellungen in ihrer Entstehung mit dem Thema Affekt konfrontiert und neben textlichem Material als Träger von Affekt in die Analysen integriert werden.

... in der Planungspraxis.

Zur Unterstützung der Integration einer affektbasierten Planung in der Planungspraxis könnte ein Planungscoach fungieren, der/die dem Team den Ansatz der affekt-

basierten Planung und die Vorteile einer Anwendung dieser aufzeigt. Im Austausch mit den PlanerInnen der GB*10 zeigte sich, dass die raumplanerische Arbeit in der Praxis zum Teil durchaus (emotionale und subjektiv empfundene) Belastungen und Enttäuschungen bereithält (vgl. Kapitel 12.1. bis 12.7.). Das Rollenbild der PlanerIn vermittelt aber, dass man sich selbst als PlanerIn stets zurücknehmen („Hintergrundjob“) und seine eigenen Emotionen zurückhalten muss. Dies kann auf Dauer eine enorme Anstrengung darstellen, die, wie meine Diplomarbeit aufzeigt, mit Hilfe der affektbasierten Planung reduziert werden kann. Der Coach könnte im Team zunächst dabei unterstützen, das eigene Selbstbild als PlanerIn zu reflektieren und dann Wege/Methoden aufzeigen eigene Emotionen, Subjektives besser integrieren zu können. Außerdem wäre eine Sensibilisierung wünschenswert, um im Team Affekt und Affektketten wahrnehmen und einordnen zu können.

... in der universitären Lehre.

Im Rahmen des Raumplanungsstudiums und des Lehrangebots können die oben genannten Themenfelder Theorie, Empirie und Planungspraxis vereint vor dem Hintergrund der affektbasierten Planung „getestet“ und in (teils bestehende) Lehrveranstaltungen integriert werden (vgl. Kapitel 13.3.). Besonders interessant in diesem Zusammenhang ist das Aufeinandertreffen von akademischem Wissen und aktiv körperlichen, intuitiven, affektiven Wissensformen. Die gängige universitär akzeptierte Wissensproduktion muss in diesem Zusammenhang vermeintliche „Grenzen“ überschreiten und sich öffnen, um affektbasierte Planung als wesentlichen Bestandteil des Raumplanungsstudiums, sowohl inhaltlich als auch methodisch, sehen zu können.

Mit meiner Diplomarbeit möchte ich den Diskurs über die eigene Disziplin in der Raumplanung anregen, um über das persönliche Selbstverständnis als RaumplanerIn, über Rollenbilder und deren Auswirkungen auf das Arbeiten in der Praxis zu reflektieren. Das Aufgreifen der Affekttheorie aus den Kultur- und Sozialwissenschaften bietet dabei gute Ansatzpunkte, die in Zukunft theoretisch und empirisch weiter ausgebaut werden sollten.



Literaturverzeichnis.

Arendt, H. (1998): *The human condition*. Chicago: University of Chicago Press.

Archiv des Ortes (2017): Ein relationales Verständnis von Raum als Grundlage für die Konzeption eines fotografischen Archivs zur Raumentwicklung. Abgerufen unter: <http://www.archiv-des-ortes.ch/index.php?seite=13> [Zugriff: 29.06.2017]

Alexander, E. R. (1984): After Rationality, What? *Journal of the American Planning Association* 50, 62-69.

Allmendinger, P. (2009): *Planning Theory*. Second Edition. Hampshire, New York: Palgrave Macmillan.

Anderson, B. (2009): Affective atmospheres. *Emotion, Space and Society* 2 (2), 77-81.

Anderson, B.; Harrison, P. (Hrsg.) (2010): *Taking Place: Non-Representational Theories and Geography*. Farnham: Ashgate.

Baum, H. (1983): *Planners and public expectations*. Cambridge, MA: Schenkman.

Baum, H. (1987): *The invisible bureaucracy: The unconscious in organizational problem solving*. New York, NY: Oxford University Press.

Baum, H. (1997): Social science, social work, and surgery: Teaching what students need to practice planning. *Journal of the American Planning Association* 63, 179-188.

Baum, H. (2015): Planning with half a mind: Why planners resist emotion. *Planning Theory & Practice* 16 (4), 498-516.

Bergner, B. S., Zeile, P., Papastefanou, G.; Rech, W. (2011): Emotionales Barriere-GIS als neues Instrument zur Identifikation und Optimierung stadträumlicher Barrieren. In: Strobl, J., Blaschke, T.; Griesebner, G. (Hrsg.) (2011): *Angewandte Geoinformatik 2011*. Berlin/Offenbach: Wichmann Verlag, 430-439.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2011): *Bürgerbeteiligung und Planungsverfahren. Rechtliche Rahmenbedingungen neu gestalten? Ein Dialog zwischen Praktikern und Experten für Planungsverfahren, Infrastrukturprojekte und Bürgerbeteiligung. Dokumentation der Tagung vom 29. Juni 2011. Vertretung des Landes Niedersachsen, Berlin*. Abgerufen unter: http://www.b-b-e.de/fileadmin/inhalte/themen_materialien/buergerbeteiligung%20planungsverfahren.pdf [Zugriff: 20.05.2017]

Blackman, S. J. (2007): Hidden ethnography: Crossing emotional borders in qualitative accounts of young people's lives. *Sociology* 41 (4), 699-716.

Blackman, L.; Cromby, J. (2007): Editorial: Affect and feeling. In: Blackman, L.; Cromby, J. (2007): *Affect and feeling: Special Issue. Critical Psychology Issue* 21, 5-22.

Blackman, L. (2008): *The Body. The Key Concepts*. Oxford, New York: Berg.

Blackman, L. (2012): *Immaterial Bodies. Affect, Embodiment, Mediation*. London: Sage.

- Blackman, L.; Venn, C. (2010): *Affect. Body and Society* 16, 7-28.
- Böhling, F. (2015): *The Field Note Assemblage: Researching the Bodily-Affective Dimensions of Drinking and Dancing Ethnographically*. In: Knudsen, B. T.; Stage, C. (Hrsg.) (2015): *Affective Methodologies. Developing Cultural Research Strategies for the Study of Affect*. Hampshire & New York: palgrave macmillan, 161-180.
- Bondi, L. (2005): *The Place of Emotions in Research: From Partitioning Emotion and Reason to the Emotional Dynamics of Research Relationship*. In: Davidson, J.; Bondi, L.; Smith, M. (Hrsg.) (2005): *Emotional Geographies*. Hampshire: Ashgate Publishing Limited, 231-246.
- Bondi, L.; Davidson, J.; Smith, M. (2005): *Introduction: Geography's 'Emotional Turn'*. In: Davidson, J.; Bondi, L.; Smith, M. (Hrsg.) (2005): *Emotional Geographies*. Hampshire: Ashgate Publishing Limited, 1-16.
- Bourdieu, P. (2003): *Participant Observation*. *Journal of the Royal Anthropological Institute* 9 (2), 281-294.
- Braidotti, R. (2002): *Metamorphoses: Towards a Feminist Theory of Becoming*, Cambridge: Polity Press.
- Brennan, T. (2004): *The Transmission of Affect*. Ithaca & London: Cornell University Press.
- Burkitt, I. (1999): *Bodies of Thought. Embodiment, Identity and Modernity*. London: Sage.
- Butler, J. (2011): *Bodies in Alliance and the Politics of the Street*. Lecture held in Venice, 7 September 2011, in the framework of the series *The State of Things*, organized by the Office for Contemporary Art Norway (OCA). Abgerufen unter: <http://www.eipcp.net/transversal/1011/butler/en> [Zugriff: 23.06.2017]
- Cahill, C. (2007): *Repositioning Ethical Commitments: Participatory Action Research as a Relational Praxis of Social Change*. *ACME* 6 (3), 360-373.
- Cahill, C.; Sultana, F.; Pain, R. (2007): *Participatory Ethics: Politics, practices, institutions*. *ACME* 6 (3), 304-318.
- Carter, K.; Delamont, S. (1996): *Introduction*. In: Carter, K.; Delamont, S. (Hrsg.) (1996): *Qualitative Research: The Emotional Dimension*. Avebury: Aldershot, ix-xv.
- Catton, W. R. (1980): *Overshoot. The Ecological Basis of Revolutionary Change*. Urbana: University of Illinois Press.
- Clifford, J.; Marcus, G. E. (Hrsg.) (1986): *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. London: University of California Press.
- Csordas, T. (1994): *Embodiment and experience*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dangschat, J.; Kogler, R. (2013): *2. Vorlesung Qualitative und quantitative Zugänge*. Unterlagen zur VU Methoden der empirischen Sozialforschung. Vortrag vom 12.03.2013, Technische Universität Wien.
- Dalton, L. C. (1986): *Why the rational paradigm persists – the resistance of professional education and practice to alternative forms of planning*. *Journal of Planning Education and Research* 5, 147-153.

- Davidoff, P. (1965): Advocacy and Pluralism in Planning. *Journal of the American Institute of Planners* 31, 331-338.
- Davidson, J.; Smith, M.; Bondi, L.; Probyn, E. (2008): Editorial introduction. *Emotion, Space and Society* 1 (1), 1-13.
- Davidson, T. K.; Park, O.; Shields, R. (eds.) (2011): *Ecologies of Affect. Placing Nostalgia, Desire and Hope*. Ontario: Wilfrid Laurier University Press.
- Deleuze, G.; Guattari, F. (1998): *A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Diekmann, A. (2014): *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Dirksmeier, P.; Helbrecht, I. (2010): Intercultural interaction and "situational places": a perspective for urban cultural geography within and beyond the performative turn. *Soc. Geogr.* 5, 39-48.
- Dirksmeier, P.; Helbrecht, I. (2013): Die Beobachtung der Situation: Zur Rolle von Affekten in Begegnungen zwischen Fremden. *Geographische Zeitschriften* 101 (2), 65-81.
- Dirksmeier, P.; Mackrodt, U.; Helbrecht, I. (2011): Geographien der Begegnung. *Geographische Zeitschrift* 99 (2-3), 84-102.
- Dörrzapf, L.; Berger, M.; Dorner, F.; Dumke, H.; Reinhart, L.; Watzinger, G.; Leichtfried, S. (2016): Fühl die Stadt – Methoden zur Erfassung subjektiver Wahrnehmung. In: Schrenk, M.; Popovich, V. V.; Zeile, P.; Elisei, P.; Beyer, C. (Hrsg.) (2016): *Real Corp 2016 Tagesband*. 22-24 June 2016, 295-304.
- Dougherty, E. (2004): The Balance of Practice. Abgerufen unter: <http://www.elizd.com/website-Left-Brain/essays/practice.html> [Zugriff: 04.10.2017]
- Edwards, D. (1997): *Discourse and cognition*. London: Sage.
- England, K. (1994): Getting personal: reflexivity, positionality and feminist research. *The Professional Geographer* 46, 80-89.
- Farquhar, J.; Lock, M. (2007): Introduction. In: Lock, M.; Farquhar, J. (Hrsg.) (2007): *Beyond the Body Proper*. Durham & London: Duke University Press, 1-16.
- Featherstone, M.; Hepworth, M.; Turner, B. S. (Hrsg.) (1991): *The Body. Social Process and Cultural Theory*. London, Newbury Park, New Delhi: Sage.
- Ferreira, A. (2013): Emotions in planning practice: a critical review and a suggestion for future developments based on mindfulness. *TPR* 84 (6), 703-719.
- Flyvbjerg, B. (1998): *Rationality and power: democracy in practice*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Flyvbjerg, B.; Richardson, T. (2002): Planning and Foucault. In Search of the Dark Side of Planning Theory. In: Allmendinger, P.; Tewdwr-Jones, M. (Hrsg.) (2002): *Planning Futures: New Directions for Planning Theory*. London and New York: Routledge, 44-62.
- Forester, J. (1999): *The deliberative practitioner: Encouraging participatory planning processes*. Cambridge, MA: MIT Press.

- Fraser, M.; Kember, S.; Lury, C. (Hrsg.) (2005): *Inventive Life. Approaches to the New Vitalism*, Special Issue. *Theory, Culture and Society* 20 (5), 1-26.
- Game, A. (2001): *Riding: Embodying the Centaur*. *Body & Society* 7, 1–12.
- Gane, N. (2009): *Concepts and the "New" Empiricism*. *European Journal of Social Theory* 12 (1), 83-97.
- GB* (2017a): *Unsere Leistungen. Auf einen Blick*. Abgerufen unter: <http://www.gbstern.at/ueber-die-gb/was-wir-tun/unsere-leistungen/> [Zugriff: 18.11.2017]
- GB* (2017b): *Teilhabe ermöglichen*. Abgerufen unter: <http://www.gbstern.at/ueber-die-gb/was-wir-tun/teilhabe-ermoeglichen/> [Zugriff: 18.11.2017]
- Giddens, A. (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Grosz, E. (1992): *Bodies-Cities*. In: Colomina, B. (Hrsg.) (1992): *Sexuality and Space*. Princeton, 241-253.
- Gugutzer, R. (2012): *Verkörperung des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Gugutzer, R. (2015): *Soziologie des Körpers*. 5., vollständig überarbeitete Auflage. Bielefeld: transcript Verlag.
- Gutiérrez Rodríguez, E. (2011): *Politics of Affects. Transversal Conviviality*. Abgerufen unter: <http://eipcp.net/transversal/0811/gutierrezrodriguez/en> [Zugriff: 22.06.2017]
- Hamedinger, A. (2013): *Entwicklungslinien – von der Anpassungsplanung zur strategischen Planung I. Vorlesung 3. Unterlagen zur VO 280.097 Planungstheorie*. Vortrag vom 28.10.2013, Technische Universität Wien.
- Hammersley, M.; Atkinson, P. (1983): *Ethnography: Principles in Practice*. London, New York: Tavistock.
- Hague, C. (2017): *Challenging Institutions That Reproduce Planning thought and Practice*. In: Haselsberger, B. (Hrsg.) (2017): *Encounters in Planning Thought. 16 Autobiographical Essays from Key Thinkers in Spatial Planning*. New York & Oxon: Routledge, 222-241.
- Hansmann, T. (2017): *Vom „Entweder-oder“ unterschiedlicher Interessen zum kooperativen „Sowohl-als-auch“ – vom Interessensmanagement zur Planungsqualität*. *Raumdialog, Magazin für Raumplanung und Regionalpolitik in Niederösterreich* 2/2017, 16-17.
- Haraway, D. (1988): *Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. *Feminist Studies* 14, 575-599.
- Hardt, Michael (2007): *Foreword. What Affects Are Good For*. In: Clough, P. T.; Halley, J. (Hrsg.) (2007): *The Affective Turn. Theorizing the Social*. Duke Univ. Press, ix-xiii.
- Harvey, D. (1985): *The Urbanization of Capital*. Baltimore, MD: Johns Hopkins University Press.
- Haselsberger, B. (Hrsg.) (2017): *Encounters in Planning Thought. 16 Autobiographical Essays from Key Thinkers in Spatial Planning*. New York & Oxon: Routledge.

- Hasse, J. (2010): Raum der Performativität. „Augenblicksstätten“ im Situationsraum des Sozialen. *Geographische Zeitschrift* 98 (2), 65-82.
- Hay, C. (1995): Structure and Agency: Holding the Whip Hand. In: Marsh, D.; Stoker, G. (Hrsg.) (1995): *Theory and Methods in Political Science*. London: Macmillan, 189-206.
- Healey, P. (1993): Planning through debate: the communicative turn in planning theory. In: Fischer, F.; Forester, J. (Hrsg.): *The Argumentative Turn in Policy Analysis and Planning*. London: UCL Press, 233-253.
- Hekman, S. (1990): *Gender and Knowledge*. Cambridge: Polity Press.
- Hemmings, C. (2005): Invoking Affect: Cultural Theory and the Ontological Turn. *Cultural Studies*. Volume 19 (5), 548-567.
- Helbrecht, I.; Dirksmeier, P. (2012): Auf einem Weg zu einer Neuen Geographie der Architektur: Die Stadt als Bühne performativer Urbanität. In: *Geographische Revue* (2012): *Architektur und Stadt*. Zeitschrift für Literatur und Diskussion 14 (1), 11-26. Abgerufen unter: http://www.raumnachrichten.de/images/PDF-Files/Geographische_Revue/gr_1_2012.pdf [Zugriff: 10.09.2017]
- Hochschild, A. (2002): Emotion management in an age of global terrorism. *Soundings* 20, 117-126.
- Hohl, J. (2000): Das qualitative Interview. *Zeitschrift für Gesundheitswissenschaften* 8 (2), 142-148.
- Hoch, C. (1994): *What planners do: Power, politics, and persuasion*. Chicago, IL: Planners Press.
- Hoch, C. (2006): Emotions and planning. *Planning Theory & Practice* 7, 367-382.
- Institut für Wertprozessmanagement – Marketing, Universität Innsbruck (2017): Fokusgruppen. Abgerufen unter: https://www.uibk.ac.at/smt/marketing/files/ubik_marketing_fg.pdf [Zugriff: 08.11.2017]
- Jay, M. (2005): *Songs of Experience*. Berkeley: University of California Press.
- Keller, D.; Koch, M.; Selle, K. (Hrsg.) (1993): *Planungskulturen in Europa*. Darmstadt/Zürich.
- Keller, D. (2006): Neu wieder über Planung denken! In: Selle, K. (Hrsg.) (2006): *Zur Räumlichen Entwicklung beitragen. Konzepte. Theorien. Impulse*. Dortmund: Verlag Dorothea Rohn, 352-363.
- Knierbein, S. (2015): Forms of urban knowledge and performative planning. In: Knierbein, S.; Viderman, T. (Hrsg.) (2015): *Urban Culture, Public Space and Ways of Life: Everyday Life and Insights*. Vienna: Interdisciplinary Centre for Urban Culture and Public Space, 19-20.
- Knierbein, S.; Tornaghi, C. (2015): Relational public space. New challenges for architecture and planning. In: Tornaghi, C.; Knierbein, S. (2015): *Public Space and Relational Perspectives. New challenges for architecture and planning*. London & New York: Routledge, 1-12.
- Knoll, T. (2017): Erfolgsfaktoren der Planungsqualität. Verantwortung wahrnehmen und gemeinsam agieren. *Raumdialog, Magazin für Raumplanung und Regionalpolitik in Niederösterreich* 2/2017, 8-9.
- Knudsen, B. T.; Stage, C. (2015): Introduction: Affective Methodologies. In: Knudsen, B. T.; Stage, C. (Hrsg.) (2015): *Affective Methodologies. Developing Cultural Research Strategies for the Study of Affect*. Hampshire, New York: palgrave macmillan, 1-22.

- Kreibig, S. D. (2010): Autonomic nervous system activity in emotion: A review. *Biological Psychology*, 84 (3), 394-421.
- Lamnek, S. (2005): Gruppendiskussionen. Theorie und Praxis. 2. Auflage. Weinheim & Basel: Beltz Verlag.
- Lash, S. (2006): Life (Vitalism). *Theory, Culture and Society* 23 (2-3), 323-349.
- Latham, A.; Conradson, D. (2003): The possibilities of performance. *Environ. Plan. A* 35, 1901–1906.
- Latour, B. (2004): How to talk about the body? The normative dimensions of science studies. *Body and Society* 10 (2/3), 205–230.
- Law, J. (2004): *After Method: Mess in Social Science Research*. London: Routledge.
- Lefebvre, H. (1991): *The Production of Space*. Oxford: Blackwell. (Orig.: 1974)
- Lefebvre, H. (1992): Elements of Rhythmanalysis: An Introduction in the Understanding of Rhythms. In: Lefebvre, H. (1992): *Rhythmanalysis: Space, Time and Everyday Life*. Translated by Elden, S. & Moore, G., New York & London: Continuum, 1-69.
- Lemke, T. (2011): *Biopolitics. An Advanced Introduction*. New York & London: New York University Press.
- Limb, M.; Dwyer, C. (Hrsg.) (2001): *Qualitative Methodologies for Geographers*. London: Arnold.
- Lindblom, C. (1959): The Science of "Muddling Through". In: Stein, J. M. (Hrsg.) (1995): *Classic Readings in Urban Planning*. New York: McGraw-Hill, 35-48.
- Longhurst, R.; Ho, E.; Johnston, L. (2008): Using "the body" as an "Instrument of Research": Kimch'i and Pavlova. *Area* 40 (2), 208-217.
- Lorimer, H. (2005): Cultural geography: the busyness of being 'more-than-representational'. *Progress in Human Geography* 29, 83-94.
- Low, Setha M. (2003): Embodied Space(s). *Anthropological Theories of Body, Space, and Culture*. *Space and Culture* 6 (1), 9-18.
- Löw, M. (2012): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft.
- MacLure, M. (2013): Classification or Wonder? Coding as an Analytical Practice in Qualitative Research. In: Coleman, R.; Ringrose, J. (Hrsg.) (2013): *Deleuze and Research Methodologies*. Edinburgh: Edinburgh University Press, 164-183.
- Madanipour, A.; Knierbein, S.; Degros, A. (Hrsg.) (2014): *Public Space and the Challenges of Urban Transformation in Europe*. London/New York: Routledge.
- Mandelbaum, S. J.; Mazza, L.; Burchell, R. W. (Hrsg.) (1996): *Explorations in Panning Theory*. New Brunswick, New Jersey: Rutgers, Center for Urban Policy Research (CUPR).
- March, J. G. (1978): Bounded rationality, ambiguity, and the engineering of choice. *The Bell Journal of Economics* (9), 587-608.
- March, J. G. (1982): Theories of Choice and Making Decisions. *Society* 1 (20), 29-39.

- Máselníková, A. (2016): Chantal Mouffe on post-democracy: "It's like a choice between Pepsi and Coke". Published on 6th May 2016. Abgerufen unter: <http://www.eurstrat.eu/chantal-mouffe-on-post-democracy-its-like-a-choice-between-pepsi-and-coke/> [Zugriff: 22.06.2017]
- Mason, J. (1996): *Qualitative Researching*. London: Sage.
- Massumi, B. (1995): The Autonomy of Affect. *Cultural Critique* 31, 83-109.
- May, T. (ed.) (2002): *Qualitative Research in Action*. London: Sage.
- May, J. (2010): Zombie Geographies and the Undead City. *Social & Cultural Geography* 11, 285-298.
- Meyer, K. (2008): Rhythms, Streets, Cities. Translated by Bandulasena Goonewardena. In: Goonewardena, K.; Kipfer, S.; Milgrom, R.; Schmid, C. (Hrsg.) (2008): *Space, Difference, Everyday Life. Reading Henri Lefebvre*. New York: Routledge, 147-160.
- Meyerson, M.; Banfield, E. C. (1955): *Politics, Planning, and the Public Interest. The Case of Public Housing in Chicago*. London: The Free Press of Glencoe.
- Mies, M. (1984): Methodologische Postulate der Frauenforschung. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 7, 7-25.
- Mitrenova, E. (2017): *Urban Resilience. Die Macht des Wissens im urbanen Policy-Making Prozess*. Diplomarbeit, Technische Universität Wien.
- Moser, S. (2008): Personality. A new positionality? *Area* 40 (3), 383-392.
- Nold, C. (2009): *Emotional Cartography – Technologies of the Self*. Published under Creative Commons License.
- Peattie, L. R. (1968): Reflections on Advocacy Planning. *Journal of the American Institute of Planners* Volume 34 (2), 80-88.
- Pink, S. (2009): *Doing Sensory Ethnography*. London and Thousand Oaks, CA: Sage Publications.
- Plessner, H. (1975): *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Pomaroli, G. (2017): Zwischen Aufwand, Effizienz und Handlungsspielraum: Wofür steht Planungsqualität in der Raumplanung? *Raumdialog, Magazin für Raumplanung und Regionalpolitik in Niederösterreich* 2/2017, 4-5.
- Popper, K. (1972): *Conjectures and Refutations*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Popper, K. (1987): *Das Elend des Historizismus*. Tübingen: Mohr.
- Poscheschnik, G. (2010): Tiefeninterview. Ergänzung zu Abschnitt „IV.1. Qualitative Erhebungsmethoden“, Unterabschnitt „Das qualitative Interview“. In: Hug, T.; Poscheschnik, G. (2010): *Empirisch Forschen. Über die Planung und Umsetzung von Projekten im Studium*. Abgerufen unter: http://star.huterundroth.at/fileadmin/template/star.huterundroth//hug_vertiefungstexte/Poscheschnik_01.pdf [Zugriff: 24.06.2017]
- Prigge, W. (1991): Die Revolution der Städte lesen. In: Wentz, M. (1991): *Stadt-Räume*. Frankfurt a.M.: Campus, 99-112.

- Przyborski, A.; Wohlrab-Sahr, M. (2010): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg Verlag.
- Punch, S. (2012): *Hidden Struggles of Fieldwork. Exploring the Role and Use of Field Diaries*. *Emotion, Space and Society* 5, 86-93.
- Reuter, W. (2000): Zur Komplementarität von Diskurs und Macht in der Planung. *DISP* 141, 4-16.
- Richardson, T. (2005): Environmental assessment and planning theory: four short stories about power, multiple rationality, and ethics. *Environmental Impace Assessment Review* 25, 341 -365.
- Russo, J. (2012): Survivor-controlled research: A new foundation for thinking about psychiatry and mental health. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 13 (1), Art. 8.
- Sager, T. (2012): *Reviving Critical Planning Theory*. London & New York: Routledge.
- Sauer, B. (2007): Politik der Gefühle – Gefühle der Politik. Eine geschlechtssensible Perspektive zur Gefühls-Wissens-Ordnung der Moderne. In: Ammon, S.; Heineke, C.; Selbmann, K. (Hrsg.) (2007): *Wissen in Bewegung. Vielfalt und Hegemonie in der Wissenschaft*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 181-199.
- Schimak, G. (2017): *Educating Planners: The Dream of a Better Future*. In: Haselsberger, B. (Hrsg.) (2017): *Encounters in Planning Thought. 16 Autobiographical Essays from Key Thinkers in Spatial Planning*. New York & Oxon: Routledge, 126-144.
- Schmid, C. (2010): *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. 2. Auflage. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Schneider, J. (2002): Reflexive/Diffractive Ethnography. *Cultural Studies <-> Critical Methodologies* 2 (4), 460-482.
- Schön, D. (1983): *The Reflective Practitioner. How professionals think in action*. London: Temple Smith.
- Schön, D. (1987): *Educating the Reflective Practitioner*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Schönwandt, W. L. (2002): *Planung in der Krise? Theoretische Orientierungen für Architektur, Stadt- und Raumplanung*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Selle, K. (1997): Planung und Kommunikation. *disP - The Planning Review* 33 (129), 40-47.
- Selle, K. (2015): Berufsbilder revisited. Die Selbstwahrnehmung der Profession im Wandel der Zeiten. In: SRL (Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung) (2015): *Ausbildung & Berufsfeld. Eine Bestandsaufnahme 16 Jahre nach Bologna*. *Planerin* Heft 6_15, Dezember 2015, 5- 8.
- Semlitsch, E. (2012): *Spielräume lassen. Performative Interventionen im Kontext der Stadt*. Dissertation, Technische Universität Wien.
- Sen, A.; Silverman, L. (2014): Introduction. Embodied Placemaking: An Important Category of Critical Analysis. In: Sen, A.; Silverman, L. (2014): *Making Place. Space and Embodiment in the City*. Indiana University Press, 1-18.
- Seyfert, R. (2012): Beyond Personal Feelings and Collective Emotions: Towards a Theory of Social Affect. *Theory, Culture and Society* 29 (6), 27-46.

- Shilling, C. (1993): *The Body and Social Theory*. London, Thousand Oaks, CA and New Delhi: Sage.
- Shilling, C. (2003): *The Body and Social Theory*. 2nd edn. London, Thousand Oaks, CA and New Delhi: Sage.
- Siebel, W. (1989): Zukünftige Perspektiven der Stadtentwicklung. Deutsche Akademie für Städtebau und Landschaftsplanung – Landesgruppe Niedersachsen-Bremen, 83-93.
- Simmel, G. (1903): Die Grosstädte und das Geistesleben. In: Petermann, Th. (Hrsg.) (1903): *Die Grossstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung*. Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden, Band 9, 185-206. Abgerufen unter: <http://socio.ch/sim/verschiedenes/1903/grosstaedte.htm> [Zugriff: 24.08.2017]
- Simon, H. A. (1968): *The Science of the Artificial*. Cambridge, Massachusetts: MIT Press.
- Soja, E. W. (1996): *Thirdspace*. Malden (Mass.): Blackwell.
- Steets, S. (2015): *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Eine Architektursoziologie*. Berlin: suhrkamp taschenbuch wissenschaft.
- Stickler, A. (2017): *Politische Gleichheit in kommunikativen Planungsprozessen*. Diplomarbeit, Technische Universität Wien.
- Thien, D. (2005): After or beyond feeling? A consideration of affect and emotion in geography. *Area* 37 (4), 450-456.
- Thrift, N. (1999): Steps to an Ecology of Place. In: Massey, D., Allen, J. and Sarre, P. (Hrsg.) (1999): *Human Geography Today*. Cambridge: Polity, 295-322.
- Thrift, N. (2003): Performance and..., *Environ. Plann. A* 35, 2019-2024.
- Thrift, N. (2007): *Non-Representational Theory. Space | politics | affect*. London, New York: Routledge.
- Thrift, N. (2009): Understanding the Affective Spaces of Political Performance. In: Smith, M. et al. (Hrsg.) (2009): *Emotion, Place and Culture*. Farnham: Ashgate, 79-95.
- Tornaghi, C. (2010): Forschungsethik | Experimenting action research in Planning education – a reflection. In: *Stadtentwicklung Wien, Magistratsabteilung 18 (2010): Öffentliche Räume in Favoriten. Playful spatial games. Werkstattbericht Nr. 107*, 34-40.
- Turner, B. (1984): *The Body and Society. Explorations in Social Theory*. Oxford, New York: Blackwell.
- Turner, B. (1991): Recent Developments in the Theory of the Body. In: Featherstone, M., Hepworth, M.; Turner, B. S. (Hrsg.) (1991): *The Body. Social Process and Cultural Theory*. London, Newbury Park, New Delhi: Sage.
- Vanderhoven, D. (2016): Encountering the subjective in participation. In: Beebeejaun, Y. (Hrsg.) (2016): *The participatory city*. Berlin: Jovis Verlag, 138-149.
- von Unger, H. (2012): Partizipative Gesundheitsforschung: Wer partizipiert woran?. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 13 (1), Art. 7.
- Watson, S. (2006): *City Publics. The (dis)enchantments of urban encounters*. New York/London: Routledge.

- Watson, V. (2008): Down to Earth: linking planning theory and practice in the "metropole" and beyond. *International Planning Studies*, 13 (3), pp. 223-237.
- Wetherell, M. (2012): *Affect and Emotion. A New Social Science Understanding*. London: SAGE Publications.
- Wetherell, M. (2013): Affect and discourse – What's the problem? From affect as excess to affective/discursive practice. *Subjectivity* 6 (4), 349–368.
- Widdowfield, R. (2000): The place of emotions in academic research. *Area* 32, 199-208.
- Williams, S. J. (2001): *Emotion and Social Theory: Corporeal Reflections on the (Ir)rational*. London: Sage.
- Zeile, P. (2010): *Echtzeitplanung – Die Fortentwicklung der Simulations- und Visualisierungsmethoden für die städtebauliche Gestaltungsplanung*. Dissertation, TU Kaiserslautern.
- Zeile, P.; Exner, J.-P.; Bergner, B. S.; Streich, B. (2013): *Humansensorik und Kartierung von Emotionen in der räumlichen Planung*. In: Buhmann, E., Ervin, S. M. & Pietsch, M. (Hrsg.) (2013): *Peer Review Proceedings of Digital Landscape Architecture 2013 at Anhalt University of Applied Sciences*, 129-141.
- Zeile, P.; Resch, B.; Dörrzapf, L.; Exner, J.-P.; Sagl, G.; Summa, A.; Sudmanns, M. (2015): *Urban Emotions – Tools of Integrating People's Perception into Urban Planning*. In: Schrenk, M.; Popovich, V. V.; Zeile, P.; Elisei, P.; Beyer, C. (Hrsg.) (2015): *Proceedings REAL CORP 2015 Tagungsband 5-7 May 2015, Ghent, Belgium*, 905-912.

Abbildungsverzeichnis.

Abbildung 1: Ausgangslage und Ziel der Diplomarbeit. Eigene Darstellung.	16
Abbildung 2: Aufbau der Arbeit. Eigene Darstellung.	17
Abbildung 3: Forschungsprozess. Eigene Darstellung.	22
Abbildung 4: Auflösung von Dualismen durch die Affekttheorie. Eigene Darstellung.	105
Abbildung 5: Schematische Darstellung der mehrstufige Methodenwahl. Eigene Darstellung. ...	128
Abbildung 6: Beobachtungsraster. Eigene Darstellung.	132
Abbildung 7: Vorlage Emotionstagebuch. Eigene Darstellung.	137
Abbildung 8: Schematischer Ablauf. Eigene Darstellung.	146
Abbildung 9: Verständnis von Raumplanung vor dem Hintergrund der Affekttheorie. Eigene Darstellung.	182

Anhang.

Leitfaden Interview.

Reflexion Emotionstagebuch

- Was waren die Schwierigkeiten?
- Was wäre unterstützend dabei gewesen?

Reflexion über eigene Gefühle/Emotionen bei der Arbeit

- Arbeitspsychologischer/soziologischer Kontext: Wie geht es dir grundsätzlich bei der Arbeit? Wie fühlst du dich in deinem Job? Welche Situationen empfindest du als stressig? Was sind Momente, die dich motivieren? Wie ist die Zusammenarbeit mit den KollegInnen? Privat (sind schon Freundschaften entstanden?) vs. Sachlich distanziert? Wenn du an dein Privatleben und an deinen Arbeitsalltag denkst, welche Verbindungen, Beeinflussungen, Einschränkungen etc. siehst du? (Doppelbelastung, private Interessen)
- Welches Projekt ist dir emotional noch am prägendsten in Erinnerung? Warum? Welche Erinnerungen?
- Thema Gefühle bei der Arbeit: ist das Thema? Macht man sich darüber Gedanken?

Reflexion über einen Raumplanungs-Werdegang:

- Wie bist du zur Raumplanung gekommen?
- Wer hat dich besonders geprägt? Vorbilder bzgl. Raumplanung? Lehrveranstaltungen?
- Warum hast du dich für die Arbeit in der GB*10 entschieden?
- Wo hast du davor gearbeitet? Unterschiede?

Reflexion über Planungsverständnis:

- Wie würdest du das Selbstverständnis der Raumplanung beschreiben?
- Worin siehst du die Aufgaben der Raumplanung?
- Was macht dich als PlanerIn aus?
- Methoden der Raumplanung: Mit welchen Methoden wird gearbeitet: wird der Körper miteinbezogen? Basteln? Bauen? Aktivitäten? Wie wird mit Emotionen umgegangen?

Reflexion Emotionen in der Raumplanung:

- Welche spontanen Assoziationen fallen dir ein, wenn du an Emotionen und Raumplanung denkst?
- Emotions-Regime: geforderte Emotionen an die PlanerInnen (sachlich, distanziert, „objektiv“, ausgleichend?) -> Empfindest du das so und wie gehst du damit um? -> gewisser Druck dadurch?